ϟϟ

LEITHEFT

10. JAHRGANG · HEFT 6, 1944

INHALT

Dienststellen und Einzelbezieher haben nur dann Gewähr für die regelmäßige Belieferung, wenn laufend ihre Anschriftenänderungen dem ᛋᛋ-Druckschriften-Versand, Guben, Herrenstraße 14, mitgeteilt werden.

Herausgeber: Der Reichsführer ᛋᛋ, ᛋᛋ-Hauptamt. Einzelpreis des Heftes 40 Rpf. Bestellungen, Zahlungen und Auslieferung: ᛋᛋ-Druckschriften-Versand, Guben, Herrenstraße 14. Postscheckkonto: Berlin 6783. Bankkonto: Berliner Stadtbank, Berlin SW 68, Friedrichstraße 46, Girokasse 9, Girokonto 1157, und Commerzbank, Guben, Kontonummer 5788



Eines nur gilt für den Tag,
das Vaterland-
und des Opfers Flamme
Wirft jeder sein Eigenes zu.

CW

HÖLDERLIN



CASTEL DEL MONTE IN APULIEN

Die schönsten und gewaltigsten Wehrdenkmäler der deutschen Kaiserzeit wurden unter den Staufern, besonders unter Friedrich II., geschaffen. Sie sind sichtbare Zeichen europäischer Machtentfaltung und Machtgestaltung. Friedrich II. war einer der größten Baumeister des Mittelalters. Auf die architektonische Gestaltung seiner Burgen hatte er maßgebenden Einfluß. Seine genialen Konstruktionen, die die achteckige Burgform bevorzugten, blieben auch dann noch Vorbild für andere Burgen und Schlösser, als im Kampf der rivalisierenden Fürsten das Deutsche Reich als Machtfaktor in Europa ausfiel. Das Castel del Monte in Apulien, wohl das schönste seiner Schlösser, auf regelmäßigem Grundriß, ist der heute noch mit ursprünglicher Kraft zu uns sprechende Ausdruck seines staufisch-germanischen Wesens. Friedrich II. schuf in seiner Zeit bereits einen europäischen Stil, der alle Burgenbauten im Süden, Westen und Osten befruchtete und in dem der deutsche Formwille tragenden und beherrschenden Charakter hat.

Die ewigen Dinge sind da wo wir ihnen dienen

Der hier veröffentlichte kurze Auszug aus dem Roman „Das Angesicht des Kaisers" von Otto Gmelin führt uns in das Jahr 1243 zurück und blättert ein Kapitel der Weltgeschichte auf, das den erbitterten Kampf des deutschen Kaisertums gegen Rom und den weltlichen Machtanspruch des Papstes umfaßt. Friedrich der II. von Hohenstaufen, der bedeutendste Kaiser des Abendlandes, zugleich deutscher König und Herrscher von Sizilien und Jerusalem, entfaltet nochmals die Macht des abendländischen Imperiums zu letztem und höchstem Glanze. Er war der umfassendste Geist seiner Epoche und trug als Herold der Reichsidee ein Jahrhundert in sich. Die Päpste seiner Regierungszeit mißtrauten ihm und waren von seiner strahlenden Souveränität unheimlich berührt. 1239 war er zum zweiten Male in den Bann getan. Inzwischen schrieb man das Jahr 1243. Papst Gregor IX. war dahingeschieden. Kurz vor der Wahl des neuen Papstes erscheint Kardinal Fiesco, der spätere Innozenz IV., beim Kaiser in Grosseto, und es entspinnt sich folgendes schicksalhafte Gespräch:

Der Kardinal Fiesco wurde von einem Würdenträger empfangen und in das weite, bunt bemalte, mit Teppichen belegte Gemach geführt, in dem der Kaiser auf seinem kostbaren, erhöhten Sessel saß.

Links vor ihm stand Petrus von Vinea, der Justitiar. Nach einleitenden Worten und Entgegnungen fragte der Kaiser, was den Kardinal herführe. Wie er höre, sei es nicht ein Auftrag des Kollegiums. Der Kardinal schien einen Augenblick zu überlegen, begann mit einem höflichen Lächeln, wie die Kaiserliche Majestät wisse, stehe das Kollegium vor der Wahl eines päpstlichen Herrn; ehe die Verhandlungen begönnen, sei es von Bedeutung, die Stellung der Kaiserlichen Majestät zu einigen Fragen zu kennen. Deshalb sei er gekommen. Hierauf erinnerte der Kardinal den Kaiser an die früheren Verhandlungen, betonte, daß er als Vizekanzler Gregors dieses nicht leichte Geschäft doch gerne übernommen, da er in der Einheit der geistlichen und weltlichen Macht das Heil der Welt erblicke. Er habe mit Befriedigung feststellen können, daß die Kaiserliche Majestät dasselbe Ziel verfolgt habe; die beredte Überzeugung der Kaiserlichen Majestät habe ihn oft so bewegt, daß er an der Kurie und beim Heiligen Vater fast als der Anwalt der Kaiserlichen Majestät angesehen worden sei. Es sei bekannt, daß seine Stellung nicht leicht gewesen, daß er, um dem Frieden zu dienen, oft die kaiserliche Partei ergriffen und vielleicht manchmal zu warm die kaiserlichen Angebote vertreten habe. Doch sei es mit der Überzeugung geschehen, daß die Kaiserliche Majestät das Gute wolle und die wahren Rechte der heiligen apostolischen Kirche nicht antaste. Vielleicht habe auch eine persönliche Achtung der Kaiserlichen Majestät zugrunde gelegen, deren Gast und Freund zu sein ihm manchmal vergönnt gewesen sei. An all dies habe er sich erinnert, jetzt, wo die Wahl eines Statthalters Christi nahe bevorstehe. Er wisse, daß er einen entscheidenden Einfluß auf das Kollegium

der Kardinäle ausübe, darum sei er gekommen, die Kaiserliche Majestät selber zu fragen, wie sie sich die Gestaltung der künftigen Beziehungen zum Apostolischen Stuhl denke. Was die Kaiserliche Majestät jetzt äußere, bleibe zwischen ihnen vertraulich; er gelobe, daß kein Mensch von ihm etwas über diese Unterredung und die Äußerungen der Kaiserlichen Majestät erfahre. Doch er hoffe, so dem Frieden dienen zu können.
Der Kardinal schwieg. Der Kaiser ließ einige Augenblicke verstreichen, ehe er antwortete: Die Anfrage erfreue ihn. Als Unterhändler, der für seinen Standpunkt stets Verständnis gezeigt, dessen klaren Geist er kenne, habe er den Kardinal geschätzt. Er antworte daher gerne und ohne Rückhalt: Lösung vom Bann sei erstes Erfordernis des Friedens.
Der Kardinal nickte, lächelte: Es käme nicht auf diese Dinge an, nicht auf Bedingungen. Darüber werde man sich einigen können. Vielleicht sei es möglich, die Wahl der Kardinäle so zu lenken — mit Gottes Hilfe! —, daß der Kaiserlichen Majestät und der apostolischen Kirche in gleicher Weise gedient sei. Auf die Grundsätze käme es an. Es sei nicht zu verkennen, daß man vor einer grundsätzlichen Stellungnahme stehe. Viel hänge von den Entscheidungen ab. Die Kirche selber sei gefährdet, der Glaube sei vielfach erschüttert.
Der Kaiser schien aufzuhorchen. Sein Auge lag fest auf dem Kardinal. Er betonte, daß er die Ketzergesetze der Kurie unterzeichnet und in vielen Fällen ihnen gemäß gehandelt, er selber habe dem Reich erst Ketzergesetze gegeben.
Worauf der Kardinal mit einem Aufleuchten in den Augen: Dies seien Staatsmaßnahmen. Was tiefere Einsicht schauen lasse, was der Staatsmann vor den Völkern ausspreche, seien zwei Dinge. Auch Gott sei tiefer, als es der Torheit der Völker erscheine. Es sei bekannt, daß des Kaisers Vernunft weiter reiche, daß er die Schriften der Alten studiert habe. Auch Ungläubige ständen ihm nah. Die Kirche werfe der Kaiserlichen Majestät nicht ohne greifbare Gründe ketzerische Gesinnung vor. Er sei hier nicht im Auftrag der Kirche. Aber bekannt sei, daß des Kaisers Handlungen nicht der Anhaltspunkte entbehrten, aus denen zu schließen sei, daß ihn der Glaube nicht binde.
Der Kaiser folgte ernst, aufmerksam den Worten des Kardinals. Als dieser schwieg, erwiderte er:
„Unsere Handlungen sind aus Unserem kaiserlichen Amt. Wo sie unvollkommen sind, ist es Unserer Person nicht ganz gelungen, dieses Amtes Dienst zu tun. Doch nur dies Amt ist der Boden."
Der Kardinal nickte: Gewiß verstehe er so die kaiserliche Haltung. Doch hier eben stecke die Frage: Zwei Kräfte könnten keine Einheit werden. Der Person in ihrer Schwäche sei die Vernunft Stütze, aber dieselbe Vernunft sei gefolgt vom Zweifel. Nichts sei gegen Zweifel geschützt, Gott selber habe ihn mit der Vernunft gegeben. Auch an des Amtes Hoheit könne er sich wagen, der sonst nur der heiligen Kirche Säulen wanken mache.
Die Augen des Kaisers zuckten auf: Das Amt sei ins Herz gelegt wie andere Gewißheit. Der Zweifel komme wohl, doch er könne die Gestalt ewiger Dinge nur wandeln, nie vernichten.
Fiesco schwieg, sah in das Angesicht des Kaisers. Es war frei und fast strahlend von der Helle eines Gedankens. Vorsichtig, langsam sagte Fiesco:

„Wer einmal die Ungewißheit menschlicher Dinge aus der Vernunft erkannt hat, fällt gläubig der Gnade zu Füßen, die die Kirche ihm bietet, oder er stürzt in den Ozean des Nichts ..."

Einen Augenblick war Stille. Petrus von Vinea sah beinahe zitternd den kaiserlichen Herrn an. Der Kardinal stand, mit kleinen Augen lauernd.

Auf einmal erhob sich der Kaiser; mit einer leichten Gebärde der Hand sagte er wie triumphierend:

„Herr Kardinal, ohne Glauben zu leben ist keinem Menschen möglich. Die ewigen Dinge sind da, wo wir ihnen dienen. Seht diese Welt, hat sie nicht Ordnung in allen Dingen? Wir wollen versuchen, die Ordnung zu mehren. Davon hat der Kaiser sein Amt. Das ist Gottes Wille."

Es entstand eine feierliche Stille, der Kaiser schritt mehrmals durch den Raum, stand dann einige Schritte vor dem Kardinal, sagte:

„Wir gründen Uns auf Uns selbst und auf Gott in Uns. Wir können nicht anders als sein, was Wir sind. Wir müssen dem übermächtigen Gebot gehorchen. Erwählt hat Gott Unsere Person und erhoben über die Reiche. Unser Geist hat zu wachen und zu schützen, zu ordnen und zu gründen. Unsere Person ist Unser Amt und das Amt die Person."

Abermals war Stille. Die Worte des Kaisers hallten in den Herzen nach. Unbeugsame Stärke und die ungezwungene natürliche Hoheit klang aus ihrem Ton. Sie fühlten es wie eine Gewißheit, aber sie begriffen es nicht. Fiesco und Petrus standen mit gesenktem Haupt, wagten nicht aufzusehen.

Dem Kardinal sank der Kopf zwischen die Schultern, diese rückten zusammen, der Rücken bog sich. Fast ohne Willen stieß er zweimal hervor: „Aber woher? Aber woher?"

Des Kaisers Majestät stand frei. Ein Licht, vom Sonnentag draußen ein Widerschein, glänzte um seine rötlichen Locken. Sein Auge war durchdringend, doch klar.

„Warum fragt Ihr immer wieder von neuem? Wißt Ihr es nicht, fühlt Ihr es nicht? Wie könnt Ihr leben, wie Euer Werk tun? Wehe dem, der es verliert, wenn ihm hinter dem Zweifel nicht der Glaube ersteht. Er wird vergehen und ein Nichts sein, ehe er gestorben ist."

Petrus blickte scheu. Die Wirrnis flatterte verzweifelt in ihm. Fiesco fand den Blick der Majestät nicht. Er stürzte, stürzte den Sturz der Verdammten, endlos, unter ihm war nur Abgrund. Petrus sah ihn wie einen Besiegten, Stürzenden, sein entfärbtes Gesicht, seinen von Schmerz und Hohn verzerrten Mund, aber es war ihm, als würde er mitgerissen. Auf einmal hob Fiesco das Auge, er begegnete dem Blick des Justitiars, es war wie ein Einverständnis, wie ein Bündnis der Kreatur gegen das Unbegreifliche. Aber dann dröhnte es noch einmal über sie, daß jeder wieder zitternd allein war:

„Daß die Zeit erfüllet werde, haben Wir von Gott Unser Amt."

Die Stille wölbte sich über die drei Menschen. Die Zeit rauschte donnernd über sie hin. Das Schicksal stand vor ihnen.

Der Kardinal faßte sich zuerst. Als sei dies nicht von Bedeutung, sprach er von der Politik, begann von den Friedensbedingungen des Kaisers. Das Gespräch zog sich hin, wurde sachlich, ergab nicht viel Neues. Der Kaiser und Petrus von Vinea setzten noch einmal fest, was man forderte, wie man den Frieden dachte, was man bot. Fiesco war manchmal zerstreut, fragte

manches zweimal. Nach einer Stunde saß er wieder auf dem Pferd. Sein Hirn schien zu sieden, sein Herz fieberte, die Welt um ihn war ein verschwommener Traum.

Der Kaiser blickte Petrus an:
„Was wollte er?"

Petrus versuchte, das Lächeln des Kaisers zu erwidern:
„Die Probe, Majestät. Ich fürchte, er wird der Feind Eurer Majestät."

Der Kaiser nickte:
„Kleine Menschen vertragen keine Helle, sie verdorren darin."

Petrus sagte, fast als wolle er den Kardinal entschuldigen:
„Er sucht . . ."

Aber der Kaiser:
„Warum bei Uns? Warum bei anderen? Wir wollen Uns bereit halten."

Der Kaiser ging.

Petrus stand allein, stürzte in den Stuhl, vergrub die Hände im Gesicht, „kleine Menschen", murmelte er immer wieder.

Das Wertvollste im Menschenleben sind die stillen, heiligen Stunden. Sie sind ja die Brunnenstube aller gesunden, starken, kristallklaren, schöpferischen Gedanken, Worte, Taten. Aus diesen Untiefen quillt und treibt das Schöpferische, Gute, Edle heraus.

GOETHE

UNSERE HELDENSAGE

Der junge ᛋᛋ-Schütze

Es war einer jener Tage, die in Rußlands Steppen so manchen blutigen Morgen gesehen. Im halben Dämmer kam der Tag herauf. Mit angespannten Sinnen hielten die Posten Ausschau. Plötzlich sprang einer auf, rannte den Laufgraben entlang, polterte die wenigen Stufen hinunter, riß die Bunkertür auf und schrie in das Dunkel hinein: „Sie kommen, sie kommen!“ Jäh fuhren die Schläfer von ihrem Lager empor. Schlagartig war es lebendig geworden in den Stellungen des ᛋᛋ-Bataillons. Wenige Minuten später bebte die Erde unter den Einschlägen der feindlichen und der eigenen Artillerie.

Im fahlen Licht der ersten Morgenstunde stellte sich der Gegner bereit. Langsam schob sich der dunkle Schatten vor. Plötzlich ein Aufbrüllen: „Urräh, urräh!“ Die Bolschewisten griffen an. Unter dem Schutz ihrer Granatwerfer versuchten sie Boden zu gewinnen. Aber die deutsche Abwehr hielt blutige Ernte. Der Morgen sah ein großes Sterben beim Gegner. Immer neue Massen des Feindes traten zum Angriff an, nahmen den Gefallenen die Waffen ab und stürmten brüllend gegen die Stellungen des ᛋᛋ-Bataillons.

Die wackere Schar der verschworenen Kämpfer unter der Sigrune war entschlossen, ihre Stellung bis zum letzten Mann zu halten. Was die Grabengeschütze, Granatwerfer und MGs hergeben konnten, wurde in die Sowjets hineingejagt. Es waren harte und bange Minuten. Und mehr als einer besiegelte auch in den eigenen Reihen seine Tapferkeit mit dem Soldatentod. Die Sanitäter halfen, wo sie konnten.

Auch der junge ᛋᛋ-Mann, der in der Frühe des Morgens den Alarmruf in den Bunker geschrien hatte, war verwundet. Notdürftig verbunden war er mit seinem Kopfstreifschuß einstweilen in einer Mulde geborgen. Hier lag er allein im tosenden Lärm des Gefechts, untätig und schweigend mit der ganzen Kampfeslust seines 18jährigen Herzens. In allen Nerven fieberte noch die Erregung des Kampfes. Er war einen Augenblick bewußtlos gewesen, aber jetzt brandete wieder das „Urräh“ der Steppenmenschen an sein Ohr. Ein Fluch formte sich auf seinen Lippen: „Verdammt, hier liegen müssen!“ Aber an dem hämmernden Rhythmus der eigenen MGs stählte sich sein junges Herz mit neuer Kraft. Doch auch die leise Sorge war da, ob die Kameraden vorn die Stellung halten konnten. Ihm war, als hörte er Rufe. Wirklich, deutlich vernahm er das Wort „Munition“! Er richtete sich halb empor. Sah den Munitionsschützen seiner Gruppe keuchend mit der schweren Last der Munitionskästen nach vorn hasten. Eine Granate rauschte heran. Der Einschlag war ganz in der Nähe. Als er sich aufrichtete, sah er den ᛋᛋ-Kameraden am Boden. Sofort kroch er zu ihm, doch hier war Hilfe umsonst. Ein Splitter hatte den Braven ins Herz getroffen. Und nun lagen da die beiden Munitionskästen. Der junge ᛋᛋ-Schütze horchte zu den Bunkern seiner Gruppe hinüber. Dort war es still. Das Maschinengewehr schwieg. Wieder streifte sein Blick die vollen Kästen. Die Munition! Konnte

von diesen paar hundert Schuß nicht das Schicksal der gesamten Stellung abhängen? Der Kamerad hatte seine Pflicht mit dem Leben bezahlt. Und er? Lebte er nicht? Wegen seiner schmerzenden Wunde die Kameraden vorn im Stich lassen? Nein!

Schweigend sah er dem gefallenen Kameraden nochmals ins Gesicht, dann erhob er sich. Die Gefahr mißachtend, griff er zu den Munitionskästen, hängte sie über seine Schultern und taumelte nach vorn. Langsam nur kam er vorwärts. Die Wunde blutete und schmerzte unter dem Druck der Last und der Gewalt der Anstrengung. Wenn seine Kräfte nachließen, preßte er sein Gesicht an die kühle, feuchte Erde und verharrte in regungslosem Daliegen. Aber die Angst um seine Kameraden trieb ihn immer erneut an. Nur nicht zu spät kommen. Noch peitschten die Schüsse von beiden Seiten, noch war der Feind nicht in der eigenen Stellung. Aber sein Bunker schwieg. Meter um Meter schleppte sich der Achtzehnjährige nach vorn. Nur noch diese kleine Bodenwelle — dann konnte er in den Graben springen, dann war alles gut. Und so stürmte der junge SS-Mann ungeachtet des feindlichen Feuers voran, stolperte, stürzte, raffte sich wieder auf und erreichte mit keuchender Brust den Graben. Nun war es vollbracht. Wie tot fiel er die Stufen zum Bunker hinunter, die Munitionskästen entglitten ihm, polterten voraus und schlugen wie rettende Fäuste gegen die Bunkertür. Erschöpft und ohne Besinnung blieb er liegen. Er hörte nicht den näherkommenden Sturmruf der Steppe, der seinem Bunker galt, er hörte auch nicht den freudigen Ausruf seiner Kameraden. Erst als das eigene MG. wieder hämmerte, erwachte er, und ein leises Lächeln blühte über sein männliches Jungengesicht.

Er war von der heiligen Stimme seines Blutes angerufen worden und war ihr gefolgt mit jener Inbrunst des Willens, die jede physische Erschöpfung und den eigenen Schmerz überwindet, um treu zu sein bis zum letzten Atemzug.

Abends heftete ihm der Bataillonskommandeur auf dem Verbandplatz persönlich das EK. 2 an die Brust. Sein Entschluß hatte die Stellung gerettet.

Ihr müßt treu sein!
Ihr müßt mutig sein!
Ihr müßt tapfer sein,
und ihr müßt untereinander
eine einzige große, herrliche
Kameradschaft bilden!

ADOLF HITLER

Der letzte Wille eines SS-Mannes

In einem Reservelazarett starb an den Folgen einer im Osten erlittenen Verwundung der SS-Obergrenadier Leo R., Studienrat in einer schlesischen Großstadt. Er hinterließ als seinen „Letzten Willen" einen Brief an seine Familie, den er am Tage der Einberufung zur Waffen-SS geschrieben hatte. Dieser Brief gewährt einen tiefen Einblick in die Lebensauffassung eines vorbildlichen Nationalsozialisten, Jugenderziehers und Soldaten. Er gehört zu den unvergänglichen Glaubensbekundungen unserer Zeit, die auf kommende Geschlechter beispielhaft wirken und ihnen die Taten ihrer Väter deuten und erklären werden.

„Sollte ich vor dem Feinde bleiben oder in einem geistig unzurechnungsfähigem Zustand zurückkommen, so sei das Nachstehende als letzter Wille der Familie und der Sippe Vermächtnis.

Ich wünsche nicht, daß um materielle Dinge Streit entsteht. Es wird später ein deutsches, germanisches Recht geben, in dem das Herz auch wirklich das Richtige tut. Das sei Euch schon jetzt Richtschnur. Ich will, daß in allen weltanschaulichen Fragen so gehandelt wird, wie meine Frau und ich es in vollkommener Übereinstimmung gehalten haben. Ich wünsche vor allem keine Einmischung in die weltanschauliche Erziehung der Kinder. Wir stehen alle in der großen Hand des Schicksals, das wir versucht haben und weiterhin zu gestalten versuchen wollen. Das Leben des Volkes ist uns heilig, und wir wollen dem wunderbaren Satze folgen: Ein Volk zu sein, ist die Religion unserer Zeit.

Ich will, daß meinen Angehörigen auf ihren Wunsch ein Erinnerungsstück bleibt. In unserer Sippe spricht das Herz so stark, daß ein rechtes Maß sich von selbst finden wird.

Ich wünsche aus ganzem Herzen, daß meine Frau sich wieder verheiratet, wenn sie einen neuen Lebenskameraden gefunden zu haben meint. Bei ihrer Art weiß ich, daß auch den Kindern wieder ein gutes Los bereitet sein wird.

Ich bitte die Lieben der Sippe, die Paten der Kinder und die Freunde der Familie das Wort von der wahren Freundschaft zu erfüllen, die im Geben glücklich ist.

Von meinen Kindern wünsche ich, daß sie ihre Mutter als den kostbarsten Schatz betrachten, den ihnen das Leben gab. Darüber hinaus sei ihnen das Volk Gesetz und Richtschnur. Sie seien stets einfach, treu und wahr.

Ich danke meiner Frau. Worte sind zu klein. Sie möge wissen, daß mein Herz hier eines Schlages Weite anhält, um die wundervolle Tiefe zu schauen, aus der sie mein Leben umgab. Ich wünsche ihr, das Schicksal möge ihr erfüllen, was mir zu geben versagt war. Möchten Sorge und Leid rasch vergehen, möge sie voll freudigem Stolz an mich denken. Sie gab Größeres.

Liebste Frau! Siehe im Geiste unsere gemeinsame Zeit und geh voll Kraft in die weitere. Wenn es einen Heilssegen gibt, hier sei er in meinem Herzblut gegeben.

Haltet die Ahnen heilig. Seid treu dem Volke. Möge der Aufstieg in eine glückliche Zukunft unseres Volkes führen.

Ich danke auch meinen Eltern, die manches Schwere um mich erleiden mußten. Sie mögen wissen, es geschah in der Klärung im Ringen um die tiefen Dinge unseres Seins. Meine Liebe hat ihnen immer gehört.
Möget Ihr alle es spüren, wie ich Euch die Hände gebe, daß Eure Kraft wachse und Ihr froh seid. Glaubet, meines Herzens Wunsch war es immer, Euch alle glücklich zu sehen. Seid es.

Am Abend der Abfahrt, an dem es mir nun auch vergönnt ist, in die große Reihe zu treten, in der nur noch der Einsatz gilt.

Leo R."

DIE WACHE

Steht einer einsam in der Nacht,
Mit schwerer Pflicht beladen,
Er denkt zurück und an die Wacht
der toten Kameraden.

Er fühlt's, daß einer zu ihm tritt,
Soldat aus andern Tagen,
Der schon das Bitterste erlitt,
Und leise hört er sagen:

Kamerad!

Und nur dies eine Wort.
Sie schweigen und sie schauen.
Der zweite geht, ein Schatten, fort
Erst früh beim Morgengrauen.

HERYBERT MENZEL

Am Wege unserer Divisionen

Hier bringen wir von Zeit zu Zeit Bilder von Erlebnissen, die für die Gesamtheit einer SS-Division oder sonstwie zusammengehörenden SS-Mannschaft Sinnbild ihres gemeinsamen Kampfes wurden, der Treue und Kameradschaft, der Verschworenheit in Freud und Leid, Erlebnisse, die uns auch künftig erheben und stark machen.

*

WALLONISCHE SS-FREIWILLIGE IM JUBEL DER HEIMAT

Nach schweren Kämpfen im Osten kehrten die Männer der SS-Freiwilligen-Brigade „Wallonien", die unter ihrem Führer, Ritterkreuzträger SS-Sturmbannführer Degrelle, in den Kämpfen um den Kessel von Tscherkassy neuen Ruhm an ihre Fahnen hefteten, zu einem Sonderurlaub in ihre Heimat zurück. Aus allen Teilen des Landes war die Bevölkerung herbeigeeilt, um die tapferen Söhne zu empfangen. Auch SS-Obergruppenführer Sepp Dietrich, Träger des Eichenlaubes mit Schwertern zum Ritterkreuz, war zu ihrer Begrüßung erschienen.



UNTER BRAUSENDEM JUBEL ZIEHT DIE SS-FREIWILLIGENBRIGADE IN DIE STADT EIN

Wer glaubt und kämpft, wird siegen! In harten Monaten und Wochen haben sich die wallonischen ϟϟ-Freiwilligen bewährt. Schwere Kämpfe mußten mit den nachdrängenden Bolschewisten bestanden werden, denn ohne Pause versuchten die Sowjets, den deutschen Durchbruch aus dem Kessel von Tscherkassy in letzter Minute zu vereiteln. Aber an dem Abwehrwillen und der Einsatzbereitschaft der Wallonen zerbrach jeder Versuch. Der tiefe Ring, den die Bolschewisten um die deutschen Divisionen gelegt hatten, wurde gesprengt. Unablässig zogen Fahrzeugkolonnen und Grenadiere nach Westen.



Bild rechts:
JETZT GEHT ES INS VERDIENTE RUHEQUARTIER

Bild unten:
DER HAUPTKAMPF, DER DAS LETZTE VON JEDEM ϟϟ-MANN FORDERTE, IST ÜBERSTANDEN



Nach den schweren Kampftagen schlug den wackeren SS-Männern die stürmische Begeisterung der Heimat entgegen. Diese Männer kämpften an der Seite Deutschlands für den Schutz Europas. Für den bewiesenen unerschütterlichen Kampfgeist hat die SS-Brigade „Wallonien“ größte Anerkennung gefunden. Im Anschluß an die Begrüßungsfeier konnte SS-Sturmbannführer Leon Degrelle eine Reihe von Auszeichnungen verleihen. Im Zeichen ihres Wahlspruches „Rein und hart“, der vom hellen Fahnentuch leuchtet, ehrte er Führer und Männer für die Tapferkeit der gesamten SS-Brigade.

Bild links:
SS-STURMBANNFÜHRER LEON DEGRELLE GRÜSST SEINE MÄNNER BEIM VORBEIMARSCH

Bild unten:
VERLEIHUNG VON AUSZEICHNUNGEN



Dieses herrliche wallonische Land trägt das Gesicht der europäischen Kultur. Um es als Heimat für die Nachkommen derjenigen, die sie geschaffen, zu erhalten, dafür kämpfen die wallonischen Freiwilligen in den Reihen der ᛋᛋ.

Mut zur Lebensfreude

Wer heute durch die verödeten Straßen zertrümmerter Städte wandert, wer erschüttert auf die Ruinen von Schlössern und Kirchen blickt, in denen sich das Lebensgefühl großer Zeiten offenbarte, wer in die Abgründe der Herzen schaut, die der Tod aufgerissen hat, dem mag es vermessen dünken, von der Lebensfreude als einer unüberwindlichen Kraft der menschlichen Seele zu sprechen. Vielleicht hat der Soldat das stärkste Recht dazu: Nicht nur um des Trostes willen, sondern vor allem aus dem lebendigen Gefühl einer Wirklichkeit, die sich aus der Lebensfreude allen Unwägbarkeiten und Düsternissen entgegenstellt, ja sie im tiefsten Grunde erst ertragbar macht. In den Wochen des werdenden Jahres klang sonst durch unsere schönen Städte das Treiben des Faschings. Straßen, durch die einst Festzüge rauschten, sind mit dem Schutt zerstörter Häuser übersät, und statt bunter Girlanden und festlichen Schmuckes ragen Ruinen über unseren Häuptern. Männer, die hier einst im Überschwang vom Becher des Lebens tranken, ruhen unter der Erde oder ringen in der Einsamkeit der Schlachten mit ihren grau und ernst gewordenen Gesichtern um den Bestand der europäischen Kultur. Frauen und Kinder haben sich in ferne Gehöfte und Dörfer geflüchtet. Wo bleibt ein Licht, ein Gedanke, der uns in die Bereiche der Lebensfreude führen könnte?

Vielleicht sprechen wir einmal davon, was die Lebensfreude eigentlich ist. Wer sie nur in ihrem äußerlichen Ausdruck sucht, wird ihr im Krieg kaum noch begegnen. Wer ihrem etwas liederlichen Bruder, dem Genuß, allein anhängt, wird, enttäuscht auf seine spärlichen Reste weisend, behaupten, daß es sich nicht mehr recht lohne zu leben oder gar dies Leben zu preisen oder zu lieben. Die tiefere Lebensfreude aber hängt nicht von Zeit und Schicksal, nicht von Nöten und Bitterkeiten ab. Sie ist eines jener stillen Wunder, mit denen Gott den seines Daseins bewußten Menschen beschenkt hat. Sie kann nicht von außen an uns herangetragen werden, sie wohnt als Teil unseres Wesens in uns. Der Mensch, der sie besitzt, ist reich, wenn er in Lumpen geht und in Erdhöhlen haust. Wer in Palästen wohnt und alle Zauberdinge des Lebens um sich häuft, ist ein armer Gast auf dieser Erde, wenn es ihm an solch echter Freude am Leben mangelt.

Sie beginnt mit dem einfachen Bewußtsein des Daseins. Es gibt Menschen, die nach einer wohldurchschlafenen Nacht mit dem neuen Tag hadern, weil er sie vor Arbeit und Aufgaben stellt. Andere erheben sich nach wenigen Stunden kargen Schlafes in einem kaum begreiflichen Wohlgefühl, froh über die Wirklichkeit ihres Lebens, vielleicht nur deshalb, weil es ihnen das Atmen, Schauen, Fühlen, Hören und Denken schenkt. Der Krieg hat uns in erstaunlicher Weise gelehrt, daß unsere Freude an den einfachen Schönheiten des Lebens viel tiefer und ergreifender sein kann als die einst so gepriesenen „großen" Freuden. Darin erweist sich aber auch die echte Bescheidenheit, darin zeigt sich aber auch die Fähigkeit eines starken Gefühls. Wer hätte einem Soldaten früher weismachen können, daß nichts weiter als ein sauber bezogenes Bett, ein freundlich gedeckter Tisch, ja eine Handvoll Schlaf, ein Glas Wein, ein schönes Bild oder eine anmutig vorüberschreitende

Frau ihn schon mit einem Glücksgefühl erfüllen würde? Wenn wir daheim, ein wenig gelangweilt vor einem gefüllten Bücherschrank stehend, nach einem Buch für eine stille Stunde suchten, wer hätte uns erzählen können, daß wir einmal die Welt und uns selbst, die Mühsal des Krieges, Schmutz, Elend und selbst den Tod vergessen würden, weil uns ein glücklicher Zufall in einem verlassenen Haus im Osten ein halbzerfetztes Bändchen Eichendorff in die Hände spielt? Wer hätte uns einst glaubhaft machen können, daß wir in einem finsteren Bunker, von feuchter Kälte und Ungeziefer geplagt, bei einem mühselig flackernden Licht einer Melodie aus Mozarts Zauberflöte lauschen würden, die uns gleich einem Traum von der ewigen Schönheit der Welt alle Schrecken vergessen ließ?

In solchen Augenblicken umflammte uns die Freude am Leben wie ein Blitzstrahl — oder wie das sanfte Leuchten eines sommerlichen Abendhimmels. Während wir einst in den erhellten Straßen einer nächtlichen Stadt nach Genüssen suchten, geschieht es zuweilen, daß wir atemholend in einen nächtlich strahlenden Sternenhimmel blicken, den das Silberlicht des Mondes gespenstig erleuchtet, und zu einem innigen Gefühl der Allverbundenheit erhoben werden. Niemand kann ein leidenschaftlicherer Künder der Lebensfreude sein als der einfache Soldat, der durch die Marter ewigen Trommelfeuers gejagt worden, der durch eine Mauer des Todes und des Grauens geschritten ist und plötzlich beinahe fassungslos vor der Stille des Abends steht, in der ein Windhauch über die Felder streift. In solchem Augenblick fühlt er im Pochen seines hämmernden Herzens das herrliche, wiedergeschenkte wunderbare Leben. Eine Freude durchflutet ihn dann, der kein Glück dieser Erde gleicht. So sind wir also scheinbar genügsam geworden, nur scheinbar, weil solche Bescheidenheit doch zugleich der höchste Anspruch ist, den wir dem Leben gegenüber haben können.

Zur Stunde, da das Schicksal des Krieges in der Heimat und an den Fronten wieder schwer unsere Herzen prüft, scheint es ein hoffnungsloses Bemühen, von Lebensfreude zu sprechen. Zur Freude aber gehört nicht weniger Mut als zum Kampf und zum Tod. Ihn zu überwinden heißt jene gewinnen. Ohne sie wären unsere Soldaten längst unter der Last ihrer Mühsal zusammengebrochen. Ohne sie wären die Frauen daheim längst in das Dunkel einer ausweglosen Verzweiflung getrieben worden. Diese Lebensfreude steht als leuchtendes Trotzdem über unserem geprüften Volk, gegen sie sind Bomben und Phosphor machtlos. Ein Stück Kindsein lebt in ihr. Gefällige Prahlerei, blinde Lebensgier sind ihr fremd. Ihr zugesellt aber ist die Liebe zur Natur und zum Menschen, zum Tier und zur Blume, zur Musik und zum Vers, zum Bild und zum Kunstwerk in Stein und Erz. Sie lehrt uns im Verlust immer zuerst das noch Bewahrte zu schauen, sie erzieht uns dazu, in jeder Prüfung den Sinn zu erkennen.

Wer wollte das Glück leugnen, das der Frau und dem Manne die gemeinsamen Urlaubstage bringen? Wer vermöchte zu behaupten, er habe in der mit alltäglichen Freuden gesättigten Welt des Friedens je so tief die Liebe einer Frau, das Glück, Kinder zu besitzen, ein Stückchen Geborgenheit empfunden? Selbst wenn uns Liebstes vom Schicksal genommen ist, vermag noch die tatbereite Hilfe wieder in die Arme des Lebens zurückzuführen.

Des Königs Richterspruch

Auf dem alten Richterstuhle Karls des Großen unter der Linde, unweit des Fleckens Rottweil, saß König Heinrich, umgeben von seinen Pfalzrichtern, und im weiten Halbkreis um ihn das Volk.

Auch etliche Bischöfe waren beim König, denn es war das erstemal, daß er ohne Beistand seines königlichen Richteramtes waltete.

Ein Freisasse klagte wider einen Klosterbruder, daß der ihm seine Tochter mit Gewalt entehrt hätte.

Zwölf Eidhelfer standen dem Freibauern zur Seite, zwölf Eidhelfer, die Klosterbrüder des Angeklagten, standen diesem zur Seite.

Zwölf Eide hoben sich gegenseitig auf.

Üble Dinge waren dem Könige mitgeteilt worden über das Treiben der Klostermönche, und von seinem Richterstuhle aus konnte König Heinrich gar wohl bemerken, daß das Volk auf seiten des Bauern stand, und daß nur die Achtung vor dem König es hinderte, gegen die Mönche Schmähungen auszustoßen.

Mit seiner Tochter an der Hand stand der Bauer und forderte Recht.

Ihm gegenüber standen die zeternden Mönche und nannten das Mädchen eine Dirne. —

Ein grollendes Murren ging durch die Reihen des Volkes.

Der Angeklagte war aus vornehmem Hause, und seine Sippe hatte kein Mittel unversucht gelassen, den Freisassen einzuschüchtern — mit Feuer und Schwert hatten sie ihn bedroht, wenn er seine Klage nicht zurückziehe.

Aber der wackere Mann war stark geblieben und schaute seinem König frei und offen ins Gesicht und forderte sein Recht.

Der Mönch aber, wenn ihm der König ins Auge sah, senkte den Blick zu Boden. —

Da hieß der König das Mädchen nähertreten, und als es seine Scham überwunden hatte, sah König Heinrich schon in ihren Augen, daß es die Wahrheit sprach:

Der Pfaffe habe ihr die Beichte abgenommen, sagte die Dirn, und ihr dabei befohlen, zur Strafe für ihre Sünden an dem Grabe ihrer Mutter auf dem Friedhof bei der Klosterkirche zwölf Paternoster zu beten. Von dort habe er sie in seine Zelle gezwungen und ihr Gewalt angetan. Sie habe geschrien und sich gewehrt, aber kein Mensch im Kloster habe eine Hand gerührt. Am anderen Morgen habe der Abt sie zu sich führen lassen und ihr den Vorschlag gemacht, als Magd im Kloster zu bleiben. —

Ihr Vater aber sei mit einem Haufen Bewaffneter zum Kloster gezogen, worauf man sie habe laufen lassen. —

Da trat der Abt vor und verschwor sich bei allen Heiligen, daß die Dirne lüge. Aber Gott werde der Wahrheit schon zum Siege verhelfen, und Gott solle das Urteil anheimgegeben werden. Der angeklagte Bruder sei bereit, sich der Feuerprobe zu unterziehen.

Unmutig aber rief der junge König: „Wie lange werden die Menschen noch an solchen Zauber glauben?"

Entsetzt blickten sich alle an, die das Wort gehört hatten, und die Bischöfe rückten erschrocken vom König ab.
König Heinrich, der gemerkt hatte, daß er zu weit gegangen war, sagte: „Glaubest du, daß der ewig Gott werd ein Wunder tun, so laß mich es sehen."
Da brachten die zwölf Mönche eiserne Platten, die sie schon bereitgelegt hatten, vor König Heinrichs Thron.
Zu zwei und zwei kamen sie daher, ein jeder eine einzelne Platte haltend, die Augen himmelwärts zum Gebet gerichtet.
Ein Klosterknecht aber brachte einen Holzrost und legte ihn vor König Heinrichs Richterstuhl nieder.
Und sie beteten laut, daß Gott der Wahrheit zum Siege verhelfen und ihren unschuldigen Bruder aus den Krallen des Teufels erlösen möge.
Unter dem Volke, das zuhörte, aber war eine große Aufregung, denn König Heinrichs unvorsichtiges Wort hatte die Menschen fürchterlich erregt.
Dann kamen die Brüder wieder, und ein jeder trug ein gewaltiges Holzscheit, betend und die Augen zum Himmel erhoben. Und sie schichteten das Holz und legten ein mächtiges Feuer an, das hoch emporloderte.
König Heinrich aber saß unbeweglich auf seinem Stuhle und tat, als höre er nicht das unmutige Raunen der Bischöfe und das erregte Gemurmel des Volkes.
Die Mönche aber legten die eisernen Platten in das Feuer, und der Abt rief den allmächtigen Gott zum Zeugen an, daß der Bruder unschuldig und alles unwahr sei, was man über sein Kloster rede. —
Damit gedachte er zwei Mücken mit einem Schlage zu treffen und gleich das drohende Unheil von seinem Kloster abzuwenden, das er fürchtete.
In König Heinrichs Augen aber blitzte es auf, denn er hatte das Vorhaben des Abtes durchschaut.
Immer lauter betete der Pfaffe und beteuerte vor dem ewigen Gott die Unschuld seines Klosterbruders und bat den allmächtigen Richter, daß er es vor allen Menschen offenbar machen möge, daß der Kläger und seine Tochter vom Teufel besessene Lügner seien, das Mädchen aber vor allem des Feuertodes schuldig sei, weil sie einen frommen Bruder zu Unrecht beschuldigt habe.
Da rief König Heinrich: „Willst du des Königs Urteil an dich reißen, Pfaff? Gott hat den König zum Richteramt berufen und nit den Abt von Rottweil!"
Inzwischen waren die Platten glühend rot geworden, und damit alles Volk sehe, daß es mit rechten Dingen zugehe, bliesen zwei Klosterbrüder mit großen Blasebalgen in die Glut.
Dann brachten andere einen Stuhl, und sie setzten den angeklagten Klosterbruder darauf und stellten seine Füße in eine Schale aus Zinn. — Die war voll bis an den Rand, und der Abt sagte mit lauter Stimme, es tue not, daß der Bruder mit reinen Füßen vor seinen göttlichen Richter trete.
König Heinrich aber sah, daß die Flüssigkeit in der Schale einen blauen Schimmer hatte.
Als sie dem Bruder die Füße gewaschen hatten, ohne sie abzutrocknen, stand dieser auf und erhob beide Hände zum Gebet.
Die Mönche aber nahmen Zangen und faßten damit die glühenden Platten

und legten sie mit einem Schritt Abstand auf den Holzrost. Und sie waren so heiß, daß der Rost anbrannte und aufrauchte.
Der Abt aber nahm den Bruder bei der Hand und führte ihn zu den glühenden Platten.
„Nun zeug es, ewiger Gott", rief er, „daß unser Bruder unschuldig!"
Und der Angeklagte schritt über die glühenden Eisen, als wären es kühle Steine.
Und alles Volk schrie auf, und am lautesten schrie das Mädchen.
Der Freisasse aber riß seine Tochter, die zu Boden gestürzt war, auf und schrie, sie sei eine Dirne!
Und die Mönche zeterten und brüllten, sie sei des Todes schuldig, und das Volk war starr und wußte nicht, was es denken sollte.
König Heinrich aber zuckte mit keiner Wimper und schaute bloß schweigend auf das Mädchen, das sich ihm zu Füßen geworfen hatte.
Dann rief er mit lauter Stimme: „Lasset sehen, ob Gott bei seinem Richterspruch beharret!"
„Du frevelst, König Heinrich!" riefen die Bischöfe, und das Volk entsetzte sich über den König, und einige Frauen schrien laut auf. —
„Machet die Platten zum andern Male heiß!" rief König Heinrich.
Aber keine Hand wollte sich rühren.
Da traten die jungen Ritter, die immer um den König waren, hinzu, packten die Platten mit den Feuerzangen und warfen sie in die Glut, legten neues Holz zu und bliesen mit den Blasebalgen in das Feuer.
Die Mönche aber zeterten und schrien, das sei ein Frevel vor dem ewigen Gott.
Nur der Abt merkte, was der König wollte, und er wurde kreidebleich vor Schrecken.
„Ist Euch übel, Abt?" fragte ihn der König.
Der gab keine Antwort.
Und die Bischöfe drangen in König Heinrich, daß er abstehe von seinem Frevel. —
„Gürte du dein Rock hoch!" rief König Heinrich dem Mädchen zu.
Und die jungen Ritter legten mit den Feuerzangen die Platten, die noch glühender waren als zuvor, auf den Holzrost, und sie waren so heiß, daß das Holz in blauen Flammen aufbrannte.
Und zwei Mönche eilten hinzu und wollten das Mädchen führen, aber mit lauter Stimme rief der König: „Haltet ein! Nicht euer ist das Amt!"
Und er stieg von seinem Richterstuhle, nahm das Mädchen bei der Hand und rief: „Hat's notgetan, daß der Pfaff mit reinen Füßen vor sein Herrgott ist getreten, so tuets nit minder not, daß die Dirn desgleichen tu!"
Und er hieß das Mädchen, sich auf den Stuhl setzen und stellte eigenhändig ihre Füße in die Schale aus Zinn.
Dabei sah er, daß der Inhalt dickflüssig war und durchsichtig wie ein blauer Kristall.
Die Menschen aber, die es sahen, zitterten vor Aufregung, und sie wußten nicht, was sie sagen sollten. —
Dann hieß der König die Bebende aufstehen und führte sie selber zu den glühenden Eisen.
Und als sie angstvoll einen Augenblick zögerte, auf die erste Platte zu

treten, sagte er gütig: „Ich weiß, daß du ohne Schuld, darum sei du ganz getrost!"
Da faßte sich das Mädchen einen Mut, und sie schritt über die glühenden Eisen, als wären es kühle Steine. Und als sie darüber hingeschritten war, zeigten ihre Füße nicht das geringste Bläslein.
Das Volk aber schrie auf, und die Mönche schrien auch auf.
Diese aber wußten warum!
Der Bauer aber riß sein Kind an sich und preßte es an die Brust, daß es fast ersticken wollte.
Die Bischöfe aber staunten und wußten sich keinen Vers darauf zu machen.
Von den Mönchen aber versuchten etliche durch die Menge des Volkes durchzubrechen. —
Aber der König rief mit lauter Stimme: „Haltet sie!"
Da packten ein paar beherzte Männer die Schwarzröcke und brachten sie wieder vor des Königs Richterstuhl.
Dieser aber rief etliche Reiter und hieß sie auf die Mönche wohl achtgeben und befahl: „Machet die Eisen abermalen heiß!"
Da war alles starr vor Staunen, und niemand wußte, wo der König hinauswollte. —
Auch die Bischöfe sprachen kein Wort mehr. —
Die jungen Ritter machten die Platten zum dritten Male heiß. —
Und Herr Heinrich ließ eine neue Schale holen voll frischen Wassers und sprach mit lauter Stimme: „Itz soll uns Gott sagen, ob der Abbet die reine Wahrheit gesprochen! Und ein Bischof soll ihm mit Weihwasser die Füße waschen, daß er ganz rein trete vor Gottes Richterstuhl!"
Der Abt aber schrie auf vor Schrecken und weigerte sich und wehrte sich mit Händen und Füßen. Aber sie zwangen ihn auf den Stuhl, und einer von den Bischöfen wusch ihm mit frischem, geweihtem Wasser die Füße.
Und ob er auch mit Händen und Füßen um sich schlug, so führten sie ihn doch mit Gewalt zu den glühenden Eisen, und als sein Fuß die erste Platte berührte, da stieg ein stinkender Rauch auf, und der Wind trug einen üblen Geruch von verbranntem Fleisch über die erregten Zuschauer hin.
Der Abt aber schrie auf und fiel ohnmächtig zu Boden.
Da warf sich der Mönch zu des Königs Füßen und bekannte seine Schuld. —
Und der König sprach ihn des Todes schuldig.
Den Abt und die andern Mönche aber ließ er mit Ruten aus dem Kloster peitschen. —
Das erschrockene Volk aber kniete nieder und betete.
Und ob ihn die Bischöfe und späterhin noch manche Menschen bestürmten, er möge den Sachverhalt erklären, der König Heinrich schwieg. —
Die Kunde von dem Urteil aber flog durch das ganze Reich, Schrecken und Verwunderung erregend. —

Gott offenbart sich nicht in übernatürlichen Wundern,
sondern in der heiligen Ordnung der Natur.

PRINZ EUGEN der edle Ritter



Tausende von Freiwilligen aus aller Herren Ländern befanden sich unter den bunt zusammengewürfelten deutschen Hilfsvölkern, die in den heißen Augusttagen des Jahres 1683 donauabwärts strömten, dem drohenden Einbruch des Halbmondes zu wehren.

Unter den zahlreichen „Volontiers" der französischen Krone war auch Prinz Eugen von Savoyen, der, in Paris erzogen, nach mancherlei Enttäuschungen dem Lande seiner Geburt den Rücken gekehrt hatte. Von dem nach Passau geflüchteten Kaiser erbat und erhielt er das Kommando eines Dragonerregiments, an dessen Spitze er kurz darauf seine militärische Bewährungsprobe glänzend bestand.

Gleich am Beginn seines neuen Daseins wurde dem Prinzen das Glück eines richtungweisenden Erlebnisses zuteil: die Befreiungsschlacht am Kahlenberge bei Wien am 12. September 1683. Dieser überraschende und gewaltige Sieg, der aus der vereinten Kraft des gesamten deutschen Raumes heraus gewonnen ward, befreite das Abendland nicht nur von dem Albdruck einer türkischen Invasion, sondern eröffnete auch die Aussicht auf eine Neugestaltung des gesamten Südostens im deutschen Sinne. Ein Tor war aufgebrochen worden, durch das der Wind einer neuen Zeit in die stickige Atmosphäre des alten Reiches hereinwehte und das seit dem Dreißigjährigen Kriege dumpf hindämmernde Volk mit neuer Hoffnung

erfüllte. Der savoyische Fremdling aber, der eben erst den Boden des Reiches betreten hatte, sollte zum Träger dieser Hoffnung und zum glänzendsten Vertreter eines neuen Heldenzeitalters deutscher Geschichte werden. Im Gefolge der großen Reichsfeldherren Ludwig von Baden und Karl von Lothringen nahm der Prinz an dem Sturmlauf durch Ungarn teil, der die Kaiserlichen bis nach Siebenbürgen und vor Belgrad führte. Bereits in den ersten Gefechten konnte Eugen Proben persönlichen Mutes — er ist in kurzer Zeit zweimal schwer verwundet worden — und einer ungewöhnlichen militärischen Begabung ablegen. Gleichwohl dauerte es lange, bis er ein selbständiges Kommando erhielt. Erst nachdem er einige Jahre lang auch auf dem italienischen Kriegsschauplatz in untergeordneten Stellungen gegen die Franzosen befehligt hatte, wurde ihm 1697 der ersehnte Oberbefehl in Ungarn zuteil.

Dort hatten die Österreicher inzwischen einige Rückschläge erlitten, und der Türke holte nach dem ersten Schrecken wieder mächtig auf. Eugen übernahm ein schlecht ausgerüstetes, entmutigtes Heer und hatte die bestimmte Weisung, im selben Jahre keine Schlacht mehr zu wagen. Doch kaum waren die ärgsten Mängel abgestellt, faßte er die durch blitzschnelle Hin- und Herzüge irregemachten Türken und errang über das doppelt überlegene Heer des Sultans bei Zenta (1697) einen vollständigen Sieg. Mit einem Schlage war der Prinz damit in die Reihe der ersten Feldherren seiner Zeit aufgerückt. Mit neuem Auftrieb ging nunmehr die Zerschlagung der Türkenherrschaft im Donauraum vor sich. Bis tief in den Balkan hinein begann es sich zu regen, als die ersten kaiserlichen Patrouillen bis nach Bosnien und südlich Belgrads streiften.

Doch auf der Höhe seiner Erfolge mußte der Savoyer den Feldzug abbrechen und sich zum Frieden bequemen. Ein großer europäischer Krieg um die Frage der spanischen Erbfolge, die eine neue Kräfteverteilung auf dem Kontinent zur Folge haben mußte, stand vor der Tür. Freilich gewann das Reich in dem Frieden, den Eugen in Carlowitz 1699 mit den Türken abschloß, immer noch Entscheidendes: Ungarn ohne das Banat, Siebenbürgen und den größeren Teil von Slawonien und Kroatien.

In dem darauffolgenden Jahre brach der europäische Krieg um die Krone und den Besitz des spanischen Weltreiches aus. Auf der einen Seite kämpfte das mächtige Frankreich, das durch die Eroberung Spaniens seine Vorherrschaft in Europa zu vollenden gedachte; auf der anderen Österreich, die Niederlande und England, das im Verfolg seiner bewährten „Gleichgewichtspolitik“ das Aufkommen einer ordnenden Vormacht auf dem Kontinent zu verhindern trachtete.

Der Prinz Eugen mußte den Schauplatz seiner Siege und Entwürfe an der Donau verlassen und im Westen den Schutz des Reiches übernehmen. Immer mehr wuchs er in die übergeordnete Stellung eines Reichsfeldherrn hinein, dem die strategische und auch die diplomatische Gesamtplanung zufiel. Kein Einheimischer vermochte es besser als er, sich in die schwierige Problematik der Reichspolitik einzufühlen und den tausendfältigen Notwendigkeiten des verzettelten Staatsgebildes gerecht zu werden. Einer der größten Staatsmänner, den unser Volk je besessen hat, umspannte sein Blick die europäische Welt und wußte er zugleich bis ins einzelne um die



PRINZ EUGEN / NACH EINEM GEMÄLDE VON KUPETZKY



DIE SCHLACHT AM KAHLENBERG BEI WIEN (12. SEPTEM

Dieses zeitgenössische Bild stellt die Befreiungsschlacht am Kahlenberg bei Wien (12. September 1683) dar. — Die Türkenschlacht bei Wien zählt zu den großen weltgeschichtlichen Ereignissen, welche das Gesicht der Welt für Jahrhunderte bestimmen. Deutsche Truppen, vereint mit Freiwilligen aus dem Osten, aus Frankreich und fast allen europäischen Ländern, errangen einen glänzenden Abwehrsieg gegen die unermeßlichen Scharen des Großherrn, der hier die geballte Macht seines vorderasiatisch-balkanischen Reiches eingesetzt hatte, um das Tor nach Mitteleuropa aufzusprengen. Fiel Wien in die Hand der Türken, so lagen Deutschland und



…MBER 1683) NACH EINEM ZEITGENÖSSISCHEN GOBELIN

Italien offen vor dem Zugriff des Halbmondes. Neun Wochen lang hielt Wien dem Ansturm der türkischen Übermacht stand, bis in der ersten Hälfte des Septembers das Entsatzheer herannahte und die heldenmütigen Verteidiger befreite. Prinz Eugen gehörte an der Spitze seiner Dragoner mit zu den ersten, welche die dichten türkischen Massen zusammenhieben und sich bis zu den Toren der Stadt durchschlugen. Die schneidige Tapferkeit des 20jährigen Savoyers wurde mit dem Kommando eines Reiterregiments belohnt, das bis zum Weltkrieg den Namen des Helden fortführte.



SCHLOSSEINFAHRT DES BELVEDERE

Unser Bildausschnitt zeigt die Schloßeinfahrt zum Belvedere, dem von Lukas von Hildebrandt und Fischer von Erlach 1693—1724 erbauten Lustschloß des Prinzen Eugen zu Wien. Der Savoyer, der es zeit seines Lebens verschmähte, sich in Selbstzeugnissen und Briefen dem Gedächtnis der Nachwelt zu empfehlen, hat sich in seinem Belvedere ein Denkmal gesetzt, das in beredter Stummheit von der schlichten Größe dieses Mannes zeugt. Was ein Zeitgenosse von dem Prinzen gesagt hat, darf auch für dieses Meisterwerk des deutschen Barocks gelten: „Niemals habe ich so viel Größe mit so viel Einfachheit verbunden gesehen." Deutsche Zucht und östliche Weite sind in diesem Bauwerk zu vollendeter Harmonie vereint, das an der Schwelle der ungarischen Tiefebene von der unvergänglichen Sendung des Reiches im Südosten kündet.

Not der blutenden Grenzen des Reiches, sei es am Rhein, in den Alpen oder in den Mündungsgebieten der deutschen Flüsse im Norden. Es ist kein Zufall, daß dieser Fremdgeborene als der deutschesten einer unter den Großen unserer Geschichte in Lied und Sage des Volkes fortlebt.

Mochte er jahrelang auf dem Boden Italiens, Flanderns und Süddeutschlands sich mit dem französischen Gegner auseinandersetzen, um das Reich vor dem Zugriff des bourbonischen Imperialismus zu bewahren, so vergaß der Prinz doch keinen Augenblick den schöpferischen Grundgedanken seiner Politik, daß der Kaiser sich im Westen immer nur abwehrend und ordnend verhalten dürfe, weil die Zukunft des Reiches im Osten liege. Als das Haupt der „deutschen Partei" am Hofe tat er, was er konnte, um zu verhindern, daß Karl VI. sich in spanische und italienische Pläne verrannte, statt das begonnene Werk im Südosten zu vollenden. Zwischen seinen Siegen über das verhaßte Frankreich in den Jahren 1700 bis 1709, bei Höchstädt und Turin, bei Oudenarde und Malplaquet eilte der Prinz wieder und wieder nach Wien, um vor uferlosen europäischen Eroberungsplänen zu warnen, die endgültige Befriedung des Südostens zu überwachen und auf die harrenden großen Aufgaben in diesem Raume zu verweisen.

Nach zwölf Jahren blutigster Kämpfe neigte sich der spanische Erbfolgekrieg dem Ende zu. England, dem der Sonnenkönig gehörig geschwächt schien, begann allmählich ein Überhandnehmen des deutschen Einflusses zu fürchten und berief den Herzog von Marlborough, den Schlachtgenossen und Freund Eugens, vom europäischen Kriegsschauplatz ab. Es kam so weit, daß das englische Heer den Savoyer im Angesicht des Feindes im Stich ließ und verriet. Ekel und Empörung bemächtigten sich des Prinzen, dessen Lauterkeit vom Gegner selbst jederzeit anerkannt worden war, und prophetisch rief er dem englischen Feldherrn zu, daß England „mit einer solchen Conduite sich und ganz Europa verlieren machen werde."

Nach dem Friedensschluß mit Frankreich, der 1714 in Rastatt und Baden erfolgte, hatte Prinz Eugen, der inzwischen zum Reichsfeldmarschall erhöht worden war, die Arme wieder frei zur Ausführung seiner weitgespannten Südostpläne. Der Türkenkrieg von 1716 bis 1718, in welchem der Savoyer alle seine bisherigen Siege in den Schatten stellte, war ein Meisterwerk politischer und militärischer Führung und zählt zu den strahlendsten Ruhmesblättern deutscher und europäischer Geschichte. In schneidigem Gegenangriff wurden die eingebrochenen Türken 1716 bei Peterwardein gefaßt und vernichtend geschlagen. Das Meisterstück seiner Feldherrnkunst aber lieferte Prinz Eugen in der Doppelschlacht bei Belgrad 1717, wo er, zwischen der belagerten Festung und einer überlegenen Türkenmacht eingeschlossen, in tollkühnem Angriff zuerst das Entsatzheer vernichtete und dann in seinem Rücken Belgrad eroberte.

Kurz bevor am Friedenstisch von Passarowitz 1718 die stolzen Früchte dieses unvergeßlichen Feldzuges eingebracht wurden, entstand im Feldlager vor Belgrad ein ergreifendes Lied, das, besser als tausend Lobreden es vermöchten, die Verbundenheit des Türkensiegers mit seinem Volke bezeugt. Es ist jene unsterbliche Weise, Ausdruck einer unsäglichen Innigkeit und Schlichtheit des Gefühls: das deutsche Lied von Prinz Eugenius, dem

edlen Ritter. Heimlich klingt es seither und ist nicht zum Verstummen zu bringen, um Stadt und Festung Belgerad und überall unter dem weiten Himmel der südöstlichen Ebene, darinnen der Nibelungenstrom seiner Wege zieht.

Die mit dem Blute aller deutschen Stämme erkaufte Eroberung des Donauraumes hatte die Voraussetzungen geschaffen für das Hauptanliegen der staatsmännischen Tätigkeit Prinz Eugens: die Besiedlung und kulturelle Erschließung dieses Raumes. Im Frieden von Passarowitz waren das Banat, die Kleine Walachei und Serbien an Österreich gekommen und damit fast der gesamte Lauf der Donau dem Reiche gewonnen. In erstaunlich kurzer Frist blühten die verödeten Städte wieder auf, trug das verwahrloste Land vielfache Frucht, wurden die versandeten Flüsse in geordnete Bette gezwungen und die zahlreichen Sümpfe ausgetrocknet. Vermittler abendländischer Gesittung in diesem Raum, Träger einer besseren Ordnung und Schöpfer eines neuen Wohlstandes aber waren die deutschen Siedler, die vom Prinzen zu Zehntausenden in den verwüsteten Landstrichen der unteren Donau angesiedelt wurden. Wenn jedoch dieses Kolonisationswerk immer wieder ins Stocken geriet und statt eines zusammenhängenden Siedlungsgürtels entlang der Donau, wie ihn der Prinz wohl plante, das Kolonistendeutschtum in vereinzelte lose Gruppen aufgespalten blieb, so trug daran der richtungslose dynastische Ehrgeiz Habsburgs Schuld, das seine Kräfte in allen Ecken des Erdteils sinnlos verzettelte.

In dem Ausklang, den das Leben des Prinzen Eugen nach seinem letzten großen Türkenkriege allmählich nahm, fehlen die dunklen Töne nicht. Von Tragik umwittert, wie seine Anfänge, war auch der Ausgang dieses einzigartigen Mannes. Nur daß die Tragik nicht mehr im Persönlichen lag, sondern in der nagenden Sorge um das Schicksal seines Werkes. Es scheint dem Prinzen in seinen letzten Jahren klargeworden zu sein, daß seine Grundgedanken und die unverbesserliche Politik Habsburgs nie zu vereinbaren sein würden und sein Werk letztlich an diesem Gegensatz scheitern müsse. Und manches deutet darauf hin, daß der Savoyer bereits die Schatten des Untergangs über der so rasch großgewordenen Donaumonarchie wahrgenommen hat.

Doch das Leid und die Verzweiflung, die im Ringen um seine Schöpfung diesen genialen Geist bisweilen gestreift haben müssen, und die tiefen Einsichten, die ihn das Schicksal seines Werkes vorausahnen ließen, hat uns dieser seltsame Mann verschwiegen. So war er: ein Mensch aus einem Guß, von unbestechlicher Lauterkeit und durchsichtiger Klarheit, und dennoch seinen Zeitgenossen und der Nachwelt ein Rätsel. Nicht einmal ein Testament hat er hinterlassen, und kein einziges persönliches Wort, das vorwitzigen Biographen das Geheimnis seiner Persönlichkeit zu enträtseln ermöglichte.

Er hat sich nur in der Tat offenbart. Und wir dürfen uns bescheiden mit den Worten, die der einzige ebenbürtige Geist der Epoche, Friedrich der Große, in Ehrfurcht dem Prinzen gewidmet hat:

„...er regierte nicht nur die österreichischen Erblande, sondern auch das Reich. Eigentlich war er Kaiser..."

Die Huzaken und der Trommelpeter

Sohn: Vater, warum hinkst du?
Vater: Weil mich die Feinde in das Bein geschossen haben.
Tochter: Ist das schon lang her oder war das erst neulich?
Vater: Endlos lang her. Das war im Krieg.
Sohn: Sind im Krieg alle Feinde böse?
Tochter: Im Krieg sind alle Menschen böse.
Sohn: Und warst du auch böse?
Vater: Ein wenig.
Tochter: Haben sie deshalb auf dich geschossen?
Vater: Vielleicht.
Tochter: Hast du geweint? Hat es sehr weh getan?
Vater: Es hat weh getan, aber Männer weinen nicht.
Tochter: Warum weint dann der Klaus immer?
Vater: Weil er noch kein Mann ist. Später wird er sich schon schämen, wegen jedes Schmarrens wie zehntausend Teufel zu plärren.
Sohn: Weinen wirkliche Männer nie?
Vater: Nie!
Sohn: Aber wenn es sehr weh tut?
Vater: Dann beißen sie die Zähne zusammen.
Sohn (beißt die Zähne zusammen): So?
Vater: So ähnlich.
Sohn: Erzähl mir noch einmal, wie uns die Feinde das viele, viele Land und wie sie uns das Meer weggenommen haben.
Tochter (eifrig und altklug): Er glaubt nämlich, der Klaus, sie haben das Meer mit einem Küberl ausgeschöpft und weggetragen.
Sohn (verlegen lachend): O nein, mit keinem Küberl, mit einem großen Eimer.
Vater (zur Tochter): Und was glaubst du, daß die Feinde mit dem Meer getan haben?
Tochter (zuckt die Achsel): Ich weiß es nicht.
Vater: Sie haben einfach gesagt: Fort mit euch, nun gehört das Land, nun gehört das Meer uns. Das Meer und das Land, Kinder, die sind schon dort geblieben, wo sie waren, nur die Feinde sind uns näher gekommen.
Sohn: Und warum sind wir fortgegangen?
Vater: Weil die ganze Welt gegen uns war.
Tochter: Die ganze Welt? Alle Menschen?
Vater: Alle Menschen bis auf ein paar, die daheim geblieben sind und Geld verdient haben.
Sohn: Und welche Menschen haben dich ins Bein geschossen?
Vater: Das waren die Kosaken, das sind Reiter auf kleinen Pferden mit großen Lanzen und hohen Pelzmützen.
Tochter: Warum haben sie denn auf dich geschossen?
Vater: Weil ich ihnen meine Kanonen nicht geben wollte. Ich bin schnell mit meinem Trompeter zu den Kanonen geritten und habe gewinkt: rasch, dahinten kommen Kosaken!
Tochter: Wollten sie dir die Kanone stehlen, die Feinde?

Vater: Sie wollten nicht nur, sie haben es sogar getan.
Tochter (auftrumpfend): Siehst du, siehst du, Klaus, was ich immer sage, Feinde sind böse Menschen.
Sohn: Und haben sie dir die Kanonen nicht mehr zurückgegeben?
Vater: Ist ihnen gar nicht eingefallen. In Moskau, in der Gefangenschaft, hab ich dann diese Kanonen vor dem Schloß des russischen Kaisers stehen sehen.
Sohn: Hast du sie dir nicht zurückgenommen?
Vater: Was hätte ich denn in Moskau mit einer Kanone tun sollen? Einstecken? Dazu ist sie zu groß. Aber, nun geht, nun ist Schluß, nun will ich arbeiten und Ruhe haben.
Die Kinder ziehen Hand in Hand ab. Nach einer kleinen Weile hört der Vater unter seinem Fenster im Garten folgende Geschichte:
Sohn (begeistert): Wie ich im Kriege war, da sind auf einmal die Feinde der ganzen Welt gekommen. Ich habe nicht geweint, denn Männer weinen niemals. Sie wollten mir die Kanonen stehlen, die Feinde, aber ich habe die Kanonen nicht hergegeben. Da sind wir zur großen Donau gekommen und immer mehr Huzaken wollten mich schlagen, da hab ich zum Trommelpeter gesagt: So, jetzt blas du einmal recht stark, und der Trommelpeter hat geblasen, und alle Huzaken sind in das Wasser gefallen.
Tochter: Und du hast dich gar nicht gefürchtet?
Sohn: Männer fürchten sich nicht.

Drunten knirscht der Kies, die Kinder laufen fort. Der Vater sitzt und denkt eine Weile nach. Soll er dem Jungen Abscheu vor dem Kriege beibringen, Furcht vor den Huzaken? Soll er ihm den Glauben an den Trommelpeter nehmen? Geht denn das überhaupt, ohne sich an dem Besten eines kleinen Mannes zu versündigen, an seiner Bereitschaft, sich gegen das Schicksal zu stemmen und an dem Glauben, daß man der Welt widerstehen kann, wenn man nur will? Rennen nicht genug Kerle herum, die für den Frieden sind, nicht, weil sie das Opfer der andern nicht schlafen läßt, sondern weil sie sich selbst retten und schonen wollen? Der Vater hat mit dem kleinen Mann „Schiff" gespielt. Klaus, was willst du sein, Kapitän oder Matrose? — Kapitän. — Gut, dann mußt du mit dem Schiff untergehen, als Matrose aber darfst du dich retten. Wenn der Junge Kapitän sein will, wird der Sessel umgekippt und über ihn gestülpt. Hurra! Der tapfere Kapitän geht mit seinem Schiff unter.
Und das ist vielleicht das wichtigste, was ein junger Mann wissen muß, bevor er in die Schule geht. Denn es ist weniger wichtig dem Kleide nach, als dem Herzen nach ein Mann zu sein. Und wenn der Vater je in seinem Leben Menschen gehaßt hat, so gehaßt, daß er sie hätte ermorden können, dann waren es jene, die alles Unglück auf dieser Welt ins Tausendfache steigern, jene Kerle, von denen die Paniken ausgehen, wenn die Huzaken kommen, jene, die mit ihrer Furcht die anderen anstecken und die alle nur deshalb so feig sind, weil sie nur an ihr schäbiges, wertloses Leben denken. Wer Augen hat, wird sie unter allen Masken erkennen, sie, die nichts sind und sich doch für etwas halten, was gerettet werden muß. Sie haben auf dem Schiff des Kolumbus gemeutert, sie haben und werden immer alles verraten, sie sind das ewig Niedrige und Gemeine, an dem ein Volk zugrunde geht.

Gott wohnt nur in stolzen Herzen

Ein Dichter unserer Zeit, dessen Werk sich vor der Nation höchste Geltung errungen hat, schrieb als seinen Glauben das unerbittliche Wort nieder: „Nur die Menschen, die Gott brauchen, gehen Gott nach. Wer ihn nicht braucht, geht ihm nicht nach. Selbst wer mit ihm rechtet, braucht ihn." Nur die Menschen, die Gott brauchen, gehen Gott nach ... Ist dem so? Ist Gott, wie immer man es nimmt, ein Gott der Beladenen und am Leben Verzweifelnden, eine Täuschung, die wir selber klug erfunden haben, um mit einer Welt fertig zu werden, die uns, so wie sie ist, nun einmal nicht genügen mag? Ist Beten immer nur ein Bitten, ein Akt der Tröstung oder unserer Ohnmacht? Viele beten, um zu bitten, viele beten, um sich trösten zu lassen — aber der Gott des Trostes ist nicht der unsrige.
Wenn wir uns zu dem Satz bekennen: „Gott wohnt nur in stolzen Herzen", dann meinen wir einen anderen Gott als den tröstenden oder doch eine andere Art des Umganges mit ihm: dann meinen wir, daß Gott und Mut und Kraft ernsthaft zusammengehören und daß also wohl auch Menschen Gott nachgehen, die ihn nicht brauchen, jedenfalls nicht aus Furcht.
Es wäre denkbar, daß ein junger Mensch, nachdem er sich mit einer Handvoll Kameraden gegen eine Übermacht von Feinden tapfer gewehrt und bitterste Stunden zwischen Leben und Tod mannhaft ausgehalten hat, daß ein solcher Mensch, wenn er die Gefahr bestanden, sein Gefühl in irgendeinen Schrei zusammenpreßte, ja, daß er fluchte! Es ist dennoch anzunehmen, daß er betet, und zwar auf eine sehr inbrünstige und leidenschaftliche Weise. Uns berührt es nicht so sehr, ob und was der Ergriffene etwa sprechen könnte — es berührt uns, daß der Mensch in höchsten Augenblicken vor dem Leben wie vor einem dennoch größeren, dennoch unenträtselbaren Ganzen aufstaunt, und daß dieses Staunen, weit entfernt, den Menschen zu schwächen oder zu erniedrigen, ihn erst eigentlich als den Einbezogenen in ein letztes, übergewaltiges Schicksal bestätigt. Der Mensch enthebt sich so aller nur sichtbaren, greifbaren, nützlichen, er enthebt sich überhaupt aller einzelnen Dinge und stößt zum Bewußtsein der Welt vor, jener geheimnisvollen Erfahrung, in die wir uns hineingeboren finden und aus der uns ungefragt zu seiner Stunde der Tod hinwegreißt. Gewalt und Größe des Menschen ist es aber, daß er, der willenlos Geborene, sein Dasein doch nicht unwillkürlich ablebt, sondern mit frühen Jahren schon und dann immer kühner diesem seinem Dasein als ein Frager gegenübertritt, was dreißig, sechzig, neunzig Jahre Lebens nun eigentlich wollen und was dies sei: Treue, Liebe, Kameradschaft, Tapferkeit.
Es ist die Gnade und der Fluch des Menschentums, daß bis zur Stunde niemand für solche Gedanken eine bündige Antwort fand und niemand sie finden dürfte. Gott ist kein X, das aus irgendwelchen Gleichungen zuletzt mit voller Bestimmtheit herauszurechnen wäre, er ist für uns Menschen keine Tatsache, sondern eine Frage, und diese Frage immer wieder zu stellen, der Bedingtheit unseres Daseins immer wieder inne zu werden, ohne daran zu zerbrechen, ohne darüber zu ermüden, das scheint uns für den Geist die schönste und fruchtbarste Tapferkeit, die sich denken läßt.
Es bedeutet nicht viel, zu leben. Alles Geborene durchläuft die kurze

Spanne bis zum Tode und kämpft um Speise und Trank. Aber aus dem Bann des Lebens herauszutreten, es in freier Erwägung zu bejahen oder zu verneinen, das ist Stolz und Adel unseres Menschentums, durch diesen Adel und durch diesen Stolz erst sind wir wahrhaft Mensch. Dem Gedanken ist kein Punkt gesetzt, wo er ein für allemal zu Ende wäre, und wunderbar straff und angespannt bleibt jeder, der den Wagemut zu einem gesunden, freudigen Welt- und Gottgefühl in seinem Herzen trägt. Wie sollte er bürgerlich, wie klein, wie niedrig werden? Es gibt ein Maß der Dinge, zu dem er sich immer wieder emporrecken und emporkämpfen muß: Nicht er ist es, sondern das All der Schöpfung, so weit und so tief sie Menschen nur erscheint.

Wir bedürfen einer Erhebung und geben es unumwunden zu, daß wir ihrer bedürfen, der Erhebung nämlich aus dem allzu Zähen und allzu Befangenen. Wir wollen unruhig und wir wollen unzufrieden sein, als kämen wir doch einmal hinter das Geheimnis der Wolken und Meere, hinter das Geheimnis des Lebens, des hunderttausend- und millionenfältigen. Wir fragen die Gestirne, wer sie in das wunderbare Spiel ihres Untergangs und Aufgangs eingesetzt hat, und wir fragen die Wasser, in welcher Ferne und Tiefe sie uns entgleiten wollen. Wir sind beherzt genug, vor dem ewigen Woher und Wohin nicht zu fliehen, und wir nahmen keine noch so gründliche Nacherzählung der Natur für eine hinlängliche Deutung ihres Grundes.

Kein Staunen über die Tiefe der Welt soll uns den Tatsachen, auch nicht dem Kampfe um das blanke Dasein entfremden, wir wollen weder beschauliche Naturen noch zwiespältige Menschen werden, sondern mit freier Stirne das Leben aufnehmen, das tägliche und oft bittere ebenso wie das verklärende und sinngebende. Der Gott, zu dem wir Vertrauen haben, entspricht unserem Herzen; er ist unser eigenes Herz in seinen weltoffenen und weltbejahenden Stunden.

Gott wohnt in uns, weil wir aufgebrochen sind, seine Welt mit dem Geiste der Kraft zu durchdringen und sie uns zuzueignen. Bedarf es aber nicht eines wunderbaren Stolzes und einer aufrichtigen Tapferkeit, sich solcher Welt- und Gotteroberung zu unterfangen, bedarf es nicht auch einer adeligen Festigkeit und Besinnung, sich als Mensch vor dem ungeheuren Gott zu behaupten?

Wir loben Gott und seine Weltschöpfung um so glaubwürdiger, je stolzer, je zuversichtlicher wir darin erscheinen. Das lachende Auge, die Leichtigkeit des Schrittes, ein Gemüt, das sich wahrhaft zu freuen und zu erheben vermag, echte Jugend, echte Mannhaftigkeit, Beharrung, Liebe, Kameradschaft, das sind die Bannerträger Gottes. Und hier vereinigen wir uns dann doch wieder mit dem Geiste des Dichters, von dem wir ausgingen und der das Bekenntnis seines Dichterglaubens durch die uns alle verpflichtenden Worte beschloß: „Das Göttliche aber trage der Mensch in die Welt!“

> Der Allmächtige wird der gerechte Richter sein.
> Unsere Aufgabe aber ist es, unsere Pflicht so zu
> erfüllen, daß wir vor ihm als dem Schöpfer aller
> Welten nach dem von ihm gegebenen Gesetz des
> Kampfes um das Dasein zu bestehen vermögen.
>
> ADOLF HITLER

Vom Kinde

Gibt es eine tiefere Freude als die am Kinde? — Kennst du eine? — Ich nicht! — Es ist eine Freude dem Auge. Es ist eine Freude dem Ohre. Es ist eine Freude deinen liebkosenden Händen. Es ist eine Wohltat deinem Herzen. Ja, es rührt dich in deinem ganzen Wesen so an, daß du gar kein Wort dafür hast. Freilich gibt es auch keine tiefere Sorge.

Der Sorgen sind mancherlei.

Ein Kind, das dir geboren wird, das sich entfaltet, hinwächst, wohin sein Innen will, bist du selbst, und es geht doch seinen Weg. Du fühlst dich für es verantwortlich und kannst doch nichts dazu tun, zu seinem Guten nicht und nicht zu seinem Schlimmen. Du setzt dich in ihm fort, und es tut doch nach seinem Willen. Welche Sorge sollte da größer sein?

Und sie hört nie auf. Du sorgst, bis es lebt. Du sorgst, ob es lebt. Du sorgst um seine Art, ob es eine gute sei. Du sorgst um seine Gesundheit. Du sorgst um seine Fehltritte. Du sorgst um seine Leistung. Du sorgst um seine Wahl. Du sorgst um sein Leben mehr als um dein eigenes. Du sorgst noch um seine Sorge. So tief, so endlos, so alles umfassend ist deine Sorge um dein Kind.

Aber so tief wirst du auch selber durch dein Kind. Deine Erfüllung mit Sorge um dein Kind ist dein heimlicher Wert, dein namenloser Lebenswert. Dein Wert ist dein wortloses Glück. Dein Glück ist deine wortlose Freude. Und wenn dann deine Sorge gar ihre Auflösung findet, dadurch, daß sie nicht vonnöten war, wenn sie ihre Stillung erfährt, dadurch, daß das wünschend und bangend Ersorgte in Erfüllung ging: wenn es lebt, tausend Wachstumsknospen an ihm aufspringen wie am Frühlingsbaum, seine gute Art aufgeht wie aus dem Morgendunst der gute Tag, deine wortlose Freude ihre Krönung findet in der geradezu körperlich gefühlten Freude, deine Freude ihren Aufstieg antritt in das helle Licht des Bewußtseins vom Werte deines Kindes, ihren Eingang hält in das schimmernde Reich des Stolzes — welche Freude sollte da tiefer sein?

Du hörst auch andere Dinge über das Kind. Du hörst, es sei eine Last. Du hörst, es sei eine Verantwortungslosigkeit. Du hörst auch Gesünderes und Aufrechteres, hörst, es sei eine Gesinnungsfrage, hörst — und es ist selbstverständlich das Unwiderleglichste von dem, was du hörst — es sei eine völkische Pflicht, es sei eine Tat der Verantwortung, es sei eine Bekundung des Vertrauens.

Ich aber sage dir, daß es allein weise ist, daß du dein Kind hast aus keinem anderen Grunde als aus Liebe, und daß du dein Kind aus keinem andern Grunde liebst als aus Freude.

Pommern – Das Land am Meer

Das Wort „Pommern“ entstand einmal aus „po morju“, das bedeutet „am Meere“. Für Hunderttausende deutscher Menschen aus allen Gauen des Reiches, die am goldhellen Sandstrand von Pommern und Rügen selige Sonnenstunden verbrachten und aus den schäumenden Wellen der Ostsee Kraft, Gesundheit und Schönheit für ihren Körper eroberten, ist Pommern das Land am Meer geworden, auch ohne daß sie um die Herkunft seines Namens gewußt hätten. Pommerns Gäste aus dem Binnenland staunten von den in Deutschland einzigen, gewaltigen, weißleuchtenden Kreidefelsen von Stubbenkammer in die unendliche Weite des Meeres hinab, dunkel umrauscht von der Brandung, aber auch von der Wipfelbrandung der herrlichen Buchenwälder der Stubnitz, die im Frühling Milliarden winziger Knospenflämmchen entzünden. Sie wanderten wohl auch in tiefer Einsamkeit an den Steilküsten oder an den weiten Strandbögen von Usedom und Wollin mit ihrem reichen Bäderkranz; sie schlummerten, von Möwen umflogen, zwischen Fischernetzen und Fischerbooten auf den Dünen, und immer war Glanz, Friede und Lieblichkeit um sie. Denn heiter und lachend schön ist die pommersche Sommerlandschaft, am Meere gekennzeichnet von Pommerns strahlenden Wappenfarben, weiß und blau. Weiß die leuchtenden Kreideklippen, weiß die Dünen, tiefblau das Meer und tiefblau der Himmel mit den schwer gelagerten weißen Wolken am Horizont.

Schön ist Pommern auch am fischreichen Haff mit seinem blumenreichen Wiesengelände, schön ist Ostpommern jenseits der gewaltigen Wanderdüne im Gebiet des Baltischen Landrückens. Da wechseln steile, steinreiche Berge mit tiefen Schluchten, grünen Wiesen, dunklen Mooren und den üppigsten Laubwäldern. Überall aber liegen die glasklaren Moränenseen eingebettet, wahre Vogelparadiese für die nordische Vogelwelt von Wildente und Wildschwan bis zu Reiher und Wasserhuhn. Kaisermantel und Distelfaser schweben über Wasserdost und Sumpfdisteln, in den Prachtwäldern ertönt zur Nacht auch wohl noch der Geisterruf des großen Uhus, der so selten geworden ist. In Pommerns Wäldern, in denen in grauer Zeit einmal Bär und Auerochs, Luchs und Wildkatze zu Hause waren, haust heute auf der Halbinsel Darß-Zingst, nicht weit von Hermann Görings Landhaus, wieder der Wisent.

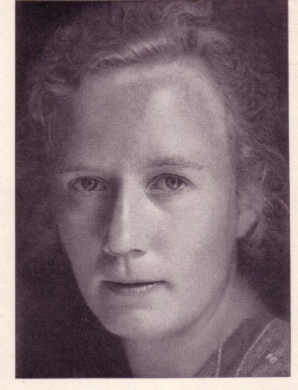
Die letzte Eiszeit schuf einmal Pommerns Erdschicksal. Sie war es, die die große baltische Endmoräne, den Baltischen Landrücken, in Ostpommern mit der kuppigen Grundmoräne aufschüttete. Dies Erdschicksal gab Pommern die Großartigkeit und die Lieblichkeit, gab der pommerschen Ebene die große einsame Linie, in der wir heute die Lebenslinie des Grenzvolkes im Grenzland am Meere spüren. Die Vielgestalt des pommerschen Landes geht immer wieder mit Nachdruck auf die sich ins Unendliche

POMMERN

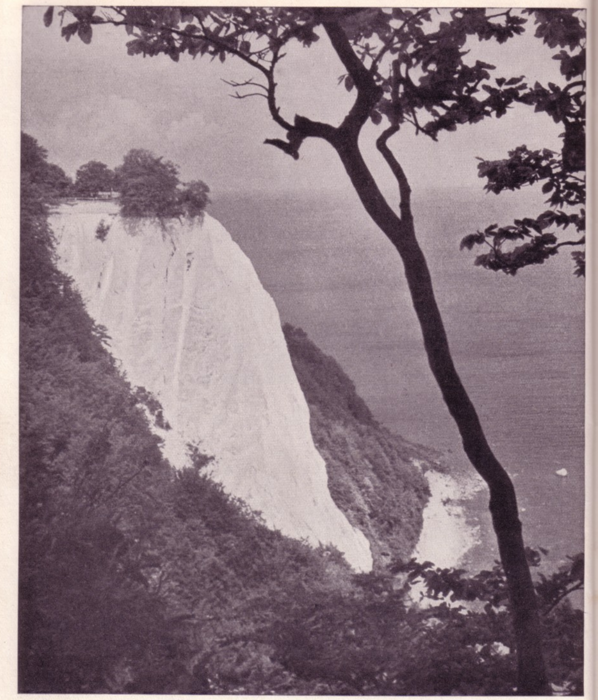
Gepflügter Äcker dunkle Weiten führen
Und tiefe Wälder hin zum sonnigen Strand
Der roten Kiefern. Unaufhörlich rühren
Die blauen Wogen zärtlich an das Land.

Und Menschen seh ich, denen nein noch nein
Und ja noch ja. Sie müssen hart im Zorn
Und stumm in ihrer großen Liebe sein.
Schweigend wie Meer und wachsend wie das Korn.

GERHARD SCHUMANN



AUS DEM FÜNFSEENGEBIET / OSTPOMMERN



KREIDEFELSEN VON STUBBENKAMMER / INSEL RÜGEN

HINTERPOMMERN. NIEDER-
SÄCHSISCHE FISCHER-
HÄUSER





WANDERDÜNEN BEI LEBA /
HINTERPOMMERN



STRALSUND, RATHAUS UND NIKOLAIKIRCHE

dehnende Ebene zurück. In lichten Eichenmischwäldern hauste einmal das Nordvolk, das den Boden mit der steinernen Hacke und dem Hakenpflug bearbeitete. Aus der jüngeren Steinzeit stammen die gewaltigen Hünengräber, die Grüfte bäuerlicher Sippen. Am Ende der Bronzezeit ist ganz Pommern Germanenland. Auf jeder Feldmark finden wir heute noch Siedlungsreste, aus dieser Zeit stammt der älteste Hakenkreuzfund in Pommern. Aus dem Moor von Sophienhof förderte man die prächtige Bronzedose mit dem Vierwirbel auf flammender Sonnenscheibe. Die Urgeschichte wichtiger Germanenstämme geht auf Pommern zurück. Wenden sickern ein, doch im zwölften Jahrhundert erscheinen deutsche Rückwanderer in Massen, sie bauen das niedersächsische Haus, den Vierkanthof, das märkische Dielenhaus und im Pyritzer Weizacker, einer wahren Goldgrube der Landwirtschaft, das Vorlaubenhaus. In jeder Bauart schaut das alte pommersche Bauernhaus malerisch und traulich aus. Pommern ist Bauernland und als solches eine Kernlandschaft des Reiches. Wie dunkle Meere ruhen seine fruchtbaren Äcker unter dem weiten Himmel, von den Wellenlinien der Ackerfurchen durchzogen. Kein Wunder, wenn sich hier ein nachdenklich einsames, ein stark und zäh schaffendes Geschlecht heranbildete, beharrlich in allem, was es sich vorgenommen hat, wortkarg und verschlossen gegen Fremde.

Stimmt es mit den groben Pommern, von denen man sich im Reich so allerhand erzählt? Etwas Wahres muß schon daran sein, denn schon der mittelalterliche Chronist Thomas Kontzow berichtet von dem Pommernvolk: „Es ist viele höfelicher und frommer geworden, wan es bey der wenden Zeiten gewest, aber doch hats beid von den wenden und vom gestrengen Himel, da sie unter wohnen, noch viele grobheit an ime." Bekannt ist das Wort Friedrichs des Großen, daß er bei Weltuntergang nach Pommern ziehen werde, denn da ginge sie zwanzig Jahre später unter... Aber es soll erst recht nicht verschwiegen werden, daß die Staatslenker von Friedrich Wilhelm I. bis zu Friedrich Wilhelm III. sich sehr ernsthaft mit der Mitarbeit der Pommern im Staate beschäftigt haben, in denen sie wertvolle staatsbildende und staatserhaltende Kräfte erkannten. Friedrich der Große, dem schon sein Vater Friedrich Wilhelm I. die Pommern als besonders zuverlässig ans Herz gelegt hatte, findet rühmliche Worte für sie: „Die Pommern haben einen geraden, naiven Sinn; Pommern ist von allen Provinzen die, welche die besten Kräfte sowohl für den Krieg wie für die anderen Dienstzweige hervorgebracht hat; nur für die Verhandlungen möchte ich sie nicht verwenden, wo man oft List gegen List ausspielen muß." Und geradezu zärtlich klingt es, wenn er 1780 den Hilfesuchenden erklärt: „Ich will ihnen (den Pommern) gerne helfen, denn ich liebe die Pommern wie meine Brüder, und man kann sie nicht mehr lieben als ich sie liebe; denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit bei der Verteidigung des Vaterlandes, sowohl im Felde als zu Hause, mit Gut und Blut beigestanden haben, und ich müßte kein Mensch sein und kein menschliches Herz haben, wenn ich ihnen nicht meine Dankbarkeit bezeigen wollte." Schwerste Blutopfer hatten die Pommern in den Schlesischen Kriegen dargebracht, sechzig pommersche Heerführer hatten für ihren König gekämpft und geblutet, und der ein-

fache Soldat hatte Wunder getan, der tapfere Pommer, vor allem der pommersche Grenadier, war sprichwörtlich geworden. Mit der Fahne in der Hand hatte der greise Generalfeldmarschall von Schwerin vor Prag sein Regiment mit dem Schwung eines Jünglings geführt und war gefallen. In seinem Liebling, dem General von Winterfeldt, verlor Friedrich „die glänzendste Erscheinung in der preußischen Armee".

Die kriegerischen und strategischen Talente, ja, Genies aus Pommern, sind zahlreich; Generalfeldmarschall von Wrangel, Albrecht Graf von Roon, General Georg von der Marwitz und Generaloberst Beseler waren Pommen. Soldat und Dichter war Ewald Christian von Kleist, der bei Kunersdorf den Heldentod fand. Zahlreiche große Verwaltungsbeamte und Organisatoren gingen aus Pommern hervor; hier sei nur der allbekannte Generalpostmeister Stephan genannt. Eine einzige Erscheinung war Ernst Moritz Arndt, einer der großen Führer der Volkserhebung in den Befreiungskriegen, Dichter, Forscher und Politiker. In dem Anklamer Lilienthal ehrt man den Bahnbrecher der Flugkunst. Die großen Ärzte Virchow, Billroth und Schleich legten Fundamente der Heilkunst. Das Gesicht der pommerschen Landschaft, mit norddeutscher Schwere empfunden, und die Innerlichkeit seiner versonnenen Menschen spiegeln sich in den Bildschöpfungen der beiden großen Maler der deutschen Romantik, Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich, die beide Pommern sind.

Das Grenzland am Meer war von Anbeginn der Schauplatz vieler Kämpfe. Im Mittelalter verwüstete der Dreißigjährige Krieg es bis zur Unkenntlichkeit und zerriß seine politische Einheit. Aber unermüdlich baute der Pommer wieder auf. Das Mittelalter war auch die große Zeit pommerscher Baukunst, der wir die gewaltigen gotischen Dome in Stettin, Stargard, Stralsund, in Greifswald oder Kolberg verdanken. Auch viele völlig unbekannte kleine Städte haben altertümliche Tore und Wallreste. Aus diesen wuchtigen Backsteinbauten, die viereckig oder mit rundem Schaft aus quadratischem Unterbau emporwachsen, spricht der wehrhafte pommersche Mensch. Erst im Laufe von Jahrhunderten fand das durch den Westfälischen Frieden zerstückelte Pommern wieder zueinander, gelangte doch Neuvorpommern mit Rügen erst durch den Wiener Kongreß 1813 wieder an Pommern zurück. Manche verspätete Entwicklung erklärt sich auch dadurch. Der Weltkrieg, der es zum Grenzland gegen Polen machte, hemmte abermals seinen Aufschwung. Aber gerade in den schweren Jahren der Zerrüttung und Hoffnungslosigkeit tat der Pommer zäh und verbissen seine Pflicht. Die neue Zeit mit ihren gewaltigen Impulsen fand den pommerschen Menschen, den zähen und geduldigen Menschen der verhaltenen Kraft, in der Seele gerüstet. Seine Abscheu vor falschem Schimmer, seine Glaubenskraft schlugen mühelos Wurzel in der großen Zeit, er war glücklich, arbeiten und viel leisten zu dürfen. Und auf allen Schlachtfeldern der Zeit macht der pommersche Soldat dem Soldatenvolk Ehre!

Das Bruderblut wird Sieger bleiben

Der Tag von Düppel, der sich in diesem Jahr zum 80. Male jährt, wird immer in der schleswig-holsteinischen Geschichte als ein Wahrzeichen gelten. Hatten die Kämpfe von 1848—1851 nicht die Befreiung gebracht, so war nun die Zeit gekommen, da niemals wieder die Herzogtümer an Dänemark gebunden werden konnten.
Doch weit über Schleswig-Holsteins Grenzen ging der Jubel, denn mit dieser Kraftprobe preußischer Macht war ein wichtiger Schritt zur nationalen Einigung Deutschlands getan. Bismarck wollte dem deutschen Volke die gebührende Stellung und den notwendigen Lebensraum sichern. Durch den Sieg von Düppel wurde die preußische Kraft eingesetzt, um die Erweiterung aus deutschem Blut und Boden zu erreichen. Der Glaube an Preußen gewann neue Nahrung. Eine neue politische Epoche der deutschen Geschichte nahm mit diesem Tage ihren Anfang.
Wenn wir auf den Schanzen von Düppel stehen, dann gedenken wir stolz des siegreichen Tages, der die Einigung Deutschlands einleitete. Es gilt nicht mehr für uns, was damals die allgemeine Landesversammlung in Rendsburg am 8. Mai 1864 erklärte: „Die Blutlachen von Düppel scheiden uns tiefer von Dänen als Belt und Königsau." Es gilt aber noch immer, wie man von preußischer Seite den tapferen und ehrenvollen Einsatz der dänischen Verteidiger anerkannte. Moltke schreibt am 23. April 1864 an seinen Bruder Ludwig:
„Der Enthusiasmus, mit welchem dies kleine Volk für seine Sache kämpft, die Ausdauer und Hingebung, mit der die Armee sich in der Düppelstellung behauptet hat, findet auch bei ihren Gegnern volle Anerkennung. Die Truppen haben dort unbeschreiblich ausgestanden, weit mehr als unsere, welche die Initiative des Angriffs hatten und bei größerer Zahl sich in den schweren Leistungen desselben ablösen konnten."
Von der Ritterlichkeit, die in diesem Kampf zweier verwandter Völker sich geltend macht, schreibt Moltke:
„Es gibt wohl kaum ein gutmütigeres Volk als unsere Soldaten. Sowie der letzte Schuß gefallen ist, tragen die langen Westfälinger wie Kinderfrauen die dänischen und ihre eigenen Verwundeten in das nächste Lazarett, wo alle gleich sorgsam behandelt werden. In den Spitälern, namentlich den wahrhaft luxuriösen des Johanniterordens, liegen dänische Offiziere und Gemeine in denselben Sälen mit den preußischen. — Überhaupt ist ein Krieg wohl noch nie mit mehr Menschlichkeit geführt als dieser."

Dieser Tag des sichtbaren Erstarkens auf deutscher Seite hat für die Dänen ein anderes Gesicht. Es war ein Tag der Niederlage. Der Kampf war gegen eine erdrückende Übermacht geführt. War auch die Stellung, an die unberechtigt hohe Erwartungen geknüpft waren, nicht zu halten, so bewährte sich — auch im ehrenvollen Rückzuge — die Tapferkeit und Treue der dänischen Soldaten. Der Kampf der Brigade Scharffenberg um die Düppeler Mühlen brachte die Preußen „in harte Bedrängnis". Trotz der Niederlage und den schmerzlichen Verlusten durfte das Heer aufrechten Hauptes über den Sund gehen.

Wir besitzen andere zeitgenössische Zeugnisse, die diese ritterliche Haltung nach dem Kampf durchaus bestätigen; so sollen dänische verwundete Soldaten von deutschen Bauern und umgekehrt deutsche Soldaten von dänischen Einwohnern wochen- und monatelang verpflegt worden sein. Es standen sich damals eben gleichwertige, kulturell hochstehende, germanische Stämme gegenüber.
So war es beinahe selbstverständlich, daß die Dänen nach dem Weltkriege die Vereinigung Nordschleswigs mit Dänemark zusammen mit ihrem König auf Düppel feierten. Ihr Freudentag bedeutete für Nordschleswig die bittere Abtrennung vom Deutschen Reich, aber heute schon wird das alles überwölbt vom Glauben an eine gemeinsame germanische Zukunft.
Der Klang des Namens Düppel erweckt bei beiden Völkern stolze Erinnerung. Die Haßklänge, die auf dänischer Seite noch stärker hervortraten, sind noch nicht ganz verstummt. Karl Larsen hat sie auf dänischer Seite vergebens bekämpft, auf deutscher Seite erstarben sie eher auf der Siegesbahn, die uns emportrug. Die Bitterkeit hat sich aber in den verflossenen Jahren immer mehr verloren. Unverloren bleibt für beide Teile der Gedanke an die tapfere Waffentat. Wie hier die beiden Völker einander im Kampfe ritterlich gegenüberstanden, so wurde auch der Kampf um die völkische Entscheidung in gleiche ritterliche Bahnen gelenkt.
Einst wird der Tag kommen, wo wir, die wir aus gleicher germanischer Wurzel und vom gemeinsamen Heimatboden entstammen, uns auf dieser Stätte finden, denn sie spricht von ritterlichem Kampf, von Treue und Beharrlichkeit germanischer Menschen, die damals gegeneinander standen, aber viel natürlicher zusammenstehen werden. Sie tun es heute noch nicht, es soll erst gelernt werden, und unsere Feinde tun alles, um uns einander zu entfremden.
So bitter das ist, viele haben es doch schon gelernt, und unser Glaube ist dessen gewiß, daß aus aller Not der Zeit das germanische Reich als späte, um so wertvollere Frucht heranreifen wird. Unsere dänischen Freiwilligen der Waffen-ᛋᛋ sind die ersten Vorkämpfer dieser lichteren germanischen Zukunft auf dänischer Seite.
Das Entscheidende ist und bleibt die Gesinnung: ob die Gesinnung gut oder schlecht ist, ob man am Aufbau arbeiten oder ob man niederreißen will, ob man Gemeinsamkeiten sehen will oder nicht.

Den europäischen Völkern bleibt nur eine Wahl, wenn sie ihr Dasein retten wollen: das Gemeinsame zu sehen und dafür einzutreten.

Von der Haltung des Soldaten gegenüber fremdländischen Frauen

Du bist SS-Mann, das heißt du bist kein Söldner, der geworben wurde, um sich gegen einen Sold für eine Sache zu schlagen, die ihn selbst nichts angeht. Als SS-Mann vertrittst du dein eigenes Volk und dein eigenes Blut. Außerdem aber vertrittst du die SS, eine Gemeinschaft, einen Orden innerhalb deines Volkes, der sich die Reinhaltung des Blutes, die Steigerung des Wertes der Rasse zur besonderen Aufgabe gemacht hat. Wenn du nun mit der Waffe in der Hand draußen stehst in fremdem Land, so trägst du eine doppelte Verpflichtung: Du hast dein Volk und du hast die SS würdig zu vertreten.

Du benimmst dich aber unwürdig, wenn du in des Führers Rock mit den Hoheitsabzeichen des Reiches und der SS dich in Schenken und Gaststätten mit jenen Mädchen und Frauen herumtreibst, die an dem Leid und an dem Kummer ihres Volkes nicht teilnehmen, die das Schicksal ihres Volkes nicht zur Kenntnis nehmen, weil ihnen dafür einfach jedes Gefühl fehlt. Daß dies nicht die ordentlichen Frauen und Mädchen jener Völker sind, das wirst du dir wohl denken können. Denn jene Mädchen, deren Brüder, jene Frauen, deren Männer von dir und deinen Kameraden besiegt worden sind, die werden dir wohl kaum mit Freuden um den Hals fallen. Was dir aus solchem leichtfertigen Umgang für Schaden erwachsen kann, das wirst du wohl auch wissen.

Welches Recht zur unvermeidlichen Härte willst du in Anspruch nehmen, wenn du dich selbst gehen läßt? Wie willst du dir ein klares Urteil, wie willst du dir das richtige Auftreten bewahren, wenn du die Achtung vor dir selbst verlierst? Vielen von euch ist in diesem Kriege Gelegenheit gegeben, mehr Verantwortung zu übernehmen, als ihnen sonst in einem friedlichen Leben jemals zugefallen wäre. Ihr werdet euch alle dieser Verantwortung würdig zu erweisen haben. Daß ihr tapfer im Kampfe seid, das wissen wir. Daß ihr es nun auch noch alle erlernen möget, stolz, diszipliniert und mäßig zu sein, wenn ihr nicht in Reih und Glied steht, das hoffen wir alle um der Zukunft unseres Volkes willen.

Was du nun tun sollst, wenn du diese Zeilen gelesen hast? Auch das will ich dir sagen. Du hast zwei blanke Augen, du hast ein ordentliches Herz, du weißt, wie ich es gemeint habe. Du weißt vielleicht auch, daß sich dieser und jener deiner Kameraden nicht so aufführt, wie er sich benehmen sollte. Du hast bis jetzt weggeschaut und dir gedacht, daß es dich nichts angehe. Glaube mir, es geht dich, es geht uns alle an. Versuche zuerst einmal den Weg der wahren Kameradschaft: Nimm deinen Freund beiseite und sprich mit ihm ein klares und vernünftiges Wort. Sag ihm, worauf es ankommt. Sag ihm, in welcher Schicksalsstunde unser ganzes Volk steht. Präge ihm ein, daß der Führer auf keinen einzigen Mann verzichten kann.

Denkt immer daran, daß die Monate und Jahre, da ihr den Rock mit den SS-Runen tragt, euch euer ganzes Leben lang unvergeßlich bleiben. Für einen Deutschen sind diese Jahre die entscheidenden im Leben. Nicht nur, daß der junge SS-Freiwillige zum Manne wird, daß seine Brust breiter, sein

Tritt fester, sein Blick offener wird, auch sein Geist wird geformt, und er lernt in der ϟϟ-Gemeinschaft, was immer in ihm bleiben wird: Ordnung, Zucht, Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit, Aufopferung und Gemeinsinn. Verdirb dir diese Erinnerung nicht dadurch, daß du deinen Pflichten nicht so nachkommst, wie es dein Volk von dir erwartet. Wenn du das außer acht läßt, schädigst du dich selbst am meisten.
Es gab einmal eine Zeit, die „das Recht auf den eigenen Körper" vertrat. Das war jene Zeit, die ihren Segen gab, wenn ein schwarzer Mann eine weiße Frau und wenn ein Deutscher eine Jüdin heiratete — jene Zeit, die auch diejenigen schützte, die das Kind im Mutterleib töteten, wenn seine Ankunft den Eltern gerade unbequem war.
Die Verfechter jener Zeit aber, die wir selbst durch den Kampf des Führers in Deutschland überwunden haben, stehen heute an allen Fronten mit Zähigkeit gegen uns.
Wenn du selbst glaubst, mit deinem Leib und deinem Blut tun zu können, was deine Gelüste dir gebieten, dann hilfst du den Gegnern unseres Volkes und unserer Weltanschauung. Herr über dich selbst bist du nur dann in Wirklichkeit, wenn du die Kraft und den Stolz aufbringst, in den Gesetzen zu leben, unter denen dein Volk, deine ϟϟ und unter denen du angetreten bist.

**Wer sein Blut verdirbt,
verdirbt sein Volk.**

Die heimlichsten Dinge des einzelnen sind die öffentlichsten der Gemeinschaft. Denn in ihnen entscheidet sich das Wichtigste: der leibliche Bestand und die Zukunft unseres Volkes.

WILHELM PLEYER

Lebensbaum und Weltbaum

Wandlungen eines arischen Sinnbildes

Es gibt in Deutschland in verschiedenen Gegenden, wenn auch nicht gerade häufig, steinerne Grabmäler aus dem 17. Jahrhundert, deren bildliche Darstellungen in ganz eigenartiger, aber einleuchtender Weise den Tod des unter ihnen Schlummernden versinnbildlichen.

Da sieht man z. B. im Relief der Grabplatte einen Strauch wachsen mit dicken und schönen Rosen. Lässig sitzt der Tod als Gerippe daneben und bricht mit freundlich-spöttischer Miene die schönste der Blumen. Niemand kann den Sinn dieses Bildes verkennen: So wie die Blüte schnöde gebrochen und also dem Lebensstrom, der sie und den Strauch durchwaltet, jäh entzogen wird, so wie sie dann ihr Leben verlieren muß, so ging es dem Toten, dem man dieses Grabmal setzte.

Die zarte Wehmut, die feine und fast versöhnliche Stimmung, die diesem Bild entströmt, ist bei anderen Grabmälern einer wilden, herrischen, ja fast rohen Aufrüttelung gewichen. Man sieht da den Tod, immer als häßliches Gerippe dargestellt, mit weit ausholendem Schwung einen Baum fällen. Tief ist schon die Kerbe, die er gehauen hat. Das vernichtende Ergebnis ist deutlich.

Bei anderen Darstellungen ist der Baum schon unter den Hieben gestürzt, einmal zuckt auch der Blitz zerschmetternd aus den Wolken. Überall aber hört man die klare Sprache: „So wie der Baum fällt, so fällst auch du, Menschenkind!" Es ist also kein Zweifel, daß der Baum hier als Lebensbaum des Verstorbenen gemeint ist, daß sein Leben ein Sinnbild des Menschenlebens ist, daß eine Vernichtung den Tod des zu ihm gehörenden Menschen bedeutet.

Mensch und Baum sind hier in tiefer innerer Verbindung miteinander gezeigt. Der Baum soll kein Bild einer Wirklichkeit sein, kein Abbild der Natur, kein Kunstwerk zu ästhetischer Wertung. Es hat einen Sinn, der — dem Bildhauer des 17. Jahrhunderts wohl kaum mehr bewußt — letztlich in Urtiefen unseres Glaubens wurzelt. Hier kann die weite Verbreitung dieses „Lebensbaumes" nur angedeutet werden. Bis in die ersten Anfänge unserer indoarischen Überlieferung reicht die Mythologie von der Weltesche Yggdrasil. Der Baum lebt in Sagen vom Hausbaum, vom Schutzbaum, vom Baum, der für das Neugeborene gepflanzt wird. Zu ahnen ist er in Märchen, wie dem schönen vom Machandelboom oder dem von den Äpfeln des Lebens. Er findet sich in Liedern und Bräuchen vom Maibaum und Weihnachtsbaum, die an den Hausfirst genagelt und übers Jahr aufbewahrt werden. Überall ist das Leben des Menschen oder der Familie mit dem Gedeihen eines solchen Baumes geheimnisvoll verknüpft, er ist also wirklich der „Lebensbaum".

Es könnte nun scheinen, als sei das trübe, leidvolle 17. Jahrhundert, diese Zeit, die das rohe Beil des Todes so oft und hart erlebte, der Ausgangspunkt für solche Darstellungen des gefällten Baumes. Dem ist jedoch nicht so. Schon viel früher ist die Vorstellung da, daß der Tod mit der Axt den Lebensbaum niederschlägt. Ein Holzschnitt in den Liedern des Sebastian

Brant, kurz nach 1500 gedruckt, zeigt schon ein solches Bild. Bezeichnenderweise aber ist es hier nicht der Baum eines einzelnen Menschen, sondern es sind viele Menschen, die im Baume sitzen und schon von ihm herab in eine Grube fallen, bevor noch der angehackte Baum selbst gestürzt ist.

Noch deutlicher ist das Schlußbild von Nikolaus Manuels Berner Totentanz. Auf dem angehackten Baum sitzen viele Menschen, die von dem Tode mit Pfeilen heruntergeschossen werden. Es ist, wie schon angedeutet, der Baum hier nicht Lebensbaum eines einzelnen, sondern des ganzen Menschengeschlechts. Dies wird noch deutlicher in einem Stich des Meisters mit den Bandrollen aus der Zeit um 1470. Hier ist der Lebensbaum wahrhaft ein Weltbaum, denn in ihm sitzen in wohlgefügter, dreistufiger Ordnung die Menschen, zugleich ein Sinnbild der wohlgeordneten Welt.

Zu oberst sehen wir die Geistlichkeit, darunter die weltlichen Herren, Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen, darunter die Bürger und Bauern. Hier wird im ausgehenden Mittelalter jene uralte, aus Dichtung und Philosophie der Indogermanen bekannte Gliederung der Menschenwelt in drei Stände deutlich vorgeführt. Der Baum aber wird nicht angehackt, er wird von zwei Tieren, Tag und Nacht, angenagt und steht in einem auf Wellen dahingleitenden Schiff, Sinnbild der stetig dahinfließenden Zeit. Der Tod hebt den Bogen und schießt seine Pfeile auf die Menschen im Baume ab.

So ist dieser Baum hier viel mehr als ein Lebensbaum, ist auch mehr als ein „Ständebaum", wie man ihn nicht ganz treffend genannt hat; er ist in Wahrheit der Weltbaum, der alle Menschen in klarer Ordnung in sich begreift. Nicht fern liegt uns hier der Gedanke an die nordische Weltesche, in deren Zweigen Götter und Menschen wohnen, und an andere indogermanische Weltbäume. Sie geben nicht nur Wohnung, sondern spenden auch Glück und Segen. Nur ahnen können wir heute freilich im fernen Dämmer der Vergangenheit den großartigen, aus Urtiefen unserer Rasse stammenden Mythos. Seine Wandlungen aber lassen sich verfolgen an den wenigen Zeugnissen, die wir hier beigebracht haben.

Noch lebt in dem spätmittelalterlichen Stich etwas von der nordischen Größe, noch spürt man das mythische Weltbild in der Darstellung des heiligen Baumes. Einfacher, äußerlicher, krasser, aber noch voll Sinnbildgehaltes sind die späteren Darstellungen in Sebastian Brants Buch und im Berner Totentanz. Dann aber wandelt sich der Sinn stark. Das Ganze tritt zurück, der Einzelne, der im Mittelalter nur selten in Lebensbaumdarstellungen sich findet, kommt in den Vordergrund. Und mit diesem Individualismus werden die Bilder einfacher, verständlicher; sie verlieren ihren hintergründigen Sinn und ihre mythische Größe; sie werden gefühlvoll oder gar sentimental; sie wecken Rührung, Wehmut und Mitleid.

Schließlich aber tritt der Sinnbildgehalt ganz zurück, und der Beschauer wertet solche Darstellungen nur noch als Allegorien oder als Kunstwerke, deren Schönheit und ästhetische Wirkung er beachtet. Damit ist die Wandlung des alten Sinnbildes vom Weltbaum und Lebensbaum zu Ende gekommen. Uns aber bleibt nichts, als uns vorsichtig an Hand der Zeugnisse in die tiefe Vergangenheit zurückzutasten und so einen Schauer ihrer Größe zu verspüren.

Wir sind als Einzelwesen nichts anderes als die Blätter am Baum; heute sind sie grün, das eine Blatt ist größer, das andere kleiner, dann welkt das eine, dann das andere, und das ist alles ganz belanglos, wenn nur der Baum gesund bleibt!

ADOLF HITLER



LEBENSBAUM AUS EINER ALTEN HANDSCHRIFT



Deutscher Tanz

Kommt, ihr Gspielen, wir wolln uns kühlen bei diesem frischen Taue,
Werdet ihr singen, wird es erklingen, fern in dieser Aue.
Hört, ihr Gsellen, die Hündlein bellen, was wollen wir beginnen?
Lasset uns kriegen, lasset uns siegen, Sommerlust gewinnen.
Auf, ihr Brüder, singt hoch und nieder, den Sommer zu gewinnen!
Ist es nicht Schande weit in dem Lande, wenn wir uns besinnen?

MELCHIOR FRANK 1630

Quellen:

„Die ewigen Dinge sind da, wo wir ihnen dienen" aus dem Roman „Das Angesicht des Kaisers" von Otto Gmelin, Eugen Diederichs Verlag, Jena; „Des Königs Richterspruch" aus dem Roman „Heinrich, König und Kaiser" von Georg Schmückle, Hohenstaufen-Verlag, Stuttgart; „Die Huzaken und der Trommelpeter" von Bruno Brehm; „Gott wohnt nur in stolzen Herzen" nach Ludwig Friedrich Barthel „Vom Eigentum der Seele", Eugen Diederichs Verlag, Jena; „Vom Kinde" von Wilhelm Schloz; „Pommern — das Land am Meer" von Karla König; „Das Bruderblut wird Sieger bleiben" von Peter Callesen aus dem „Deutschen Volkskalender für Nordschleswig 1944"; „Von der Haltung des Soldaten gegenüber fremdländischen Frauen" nach Bruno Brehm aus „Deutsche Haltung vor Fremden", Steirische Verlagsanstalt; „Lebensbaum und Weltbaum" von Friedrich Mößinger. — Fotos: Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck (Richard Schimann); ᛋᛋ-Hauptamt (3); ᛋᛋ-PK. (5); Alexis, Brüssel; Lichtbildwerkstätte „Alpenland" (2); Erna Lendvai-Dircksen, Berlin; Hugo Krause, Stettin; Otto Vogt, Stettin; Hans Retzlaff; Bildarchiv Dr. Croy; Staatliche Graphische Sammlung, München; A. Koppitz.

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68, Dresdener Straße 43.

